Maassen
65

8° Maassen 65

Erzählungen



Vgl. Meyer 3. Aufl. II, 187.

<4100494902001 5

<4100494902001 5

Maassen 65

Ländliche

Erzählungen.



Leipzig,
bey Friedr. Gotth. Jacobäer und Sohn.
1783.

6902936 * 9



Vorbericht.

Ich nenne dieſe Erzählungen **ländliche**, theils weil die Perſonen, die dabey intereſſiret ſind, meiſt auf dem Lande wohnen und ſich mit dem Feldbau beſchäfftigen, theils weil das Land die Scene iſt, wo ſich die Geſchichten zutragen. Man würde ſich

irren, wenn man glaubte, ich habe ſie blos zum Gebrauch der Landleute aufgeſetzet. Eine vieljährige Erfahrung belehret mich, daß nur ſehr wenig Bücher, die ausdrücklich zum Vergnügen und Nutzen der Landleute geſchrieben ſeyn ſollen, auf dem Lande geleſen werden. Einige dieſer Erzählungen ſind bereits in verſchiedene periodiſche Blätter eingerücket, und wenn die gelehrten Zeitungen und kritiſchen Tagebücher nicht gelogen haben, mit Beyfall aufgenommen worden. Dieß hat mich bewogen ſolche umzuarbeiten und mit neuen zu vermehren. Sie haben theils wahre, theils erdichtete Begebenheiten zum Grunde;

de; doch das kümmert den Leſer wenig. Es kommt alles auf die Behandlung und Ausführung an. Inhalt und Vortrag ſind ſo verſchieden und abwechſelnd, wie man es von einer Sammlung ländlicher Romane mit Recht fodern kann. Der erſtere wird weder das Herz, noch der zweyte den Geſchmack meiner Leſer verderben. Einen allgemeinen durchgängigen Beyfall aber muß ſich, bey der großen Verſchiedenheit des Tons, der itzt in Deutſchland herrſchet, kein Autor verſprechen. Daß manche Erzählungen, die zu einem Roman von vielen Bänden hätten ausgeſponnen werden können, nur in der Geſtalt

ländlicher Anecdoten erſcheinen, werden mir vermuthlich viele Leſer Dank wiſſen. Findet dieſer erſte Theil Beyfall, ſo ſoll der zweyte bald nachfolgen.

Leipzig,
den dritten April
1783.

Inhalt.

Inhalt.

I. Hanß Hilmer. Seite 1

II. Chriſtoph Feldmann 5

III. Der Zweykampf. 39

IV. Der Luxus zu Stelzendorf. 43

V. Der Kober, eine Familienanecdote. 48

VI. Man muß von einem nicht auf viele, von vielen nicht auf alle ſchlüßen. 61

VII. Das Feſt zu Roſenhayn. 121

VIII. Das Jus patronatus. 140

IX. Die

Inhalt.

IX. Die unerfüllte Ahndung. Seite 148

X. Die Pamela von Roſenthal. 157

XI. Der kleine Poſtmichel. 161

XII. Der Hut. 172

XIII. Der Sieg der Menſchenliebe über die Liebhaberey. 176

XIV. Die Mützen, eine wahre Anecdote. 179

I.

Hanß Hilmer.

Zu Buchthal ſtarb vor kurzem Hanß Hilmer, ein reicher Bauer und großer Wohlthäter der Armen. Er hatte die löbliche Gewohnheit, ſo oft ihm Gott einen frölichen Tag machte, die Armen daran Antheil nehmen zu laſſen. An ſeinem Hochzeittage bat er die ganzen Hausarmen von Buchthal zu Gaſte, und ließ eine lange Tafel unter einem großen Nußbaum für fremde Bettler, Handwerkspurſche und abgedankte Soldaten decken. So oft er Kindtaufen gab, ließ er jedem Armen des Kirchſpiels ein Brod darreichen. Wenn die Bäume in der ſchönſten Blüthe ſtanden, ſpatzierte er mit ſeinem Fieckchen, ſo hieß ſeine Frau, durch die Gärten, und zeichnete etliche Bäume aus, wovon er die Früchte den Armen beſtimmte. Er hatte dabey das

Vergnügen, zu ſehen, daß dieſe Bäume immer vorzüglich trugen. Er würde es vor einen Kirchenraub gehalten haben, ſich auch nur einen Apfel oder eine Birne von dieſem Obſte zuzueignen. Die Erndte war für ihn ein großes Feſt. So bald das Korn in Mandeln ſtund, durfte ſich keines von ſeinem Geſinde unterſtehen die Aehren zuſammen zu rechen. Dieſe Nacherndte gehörte den Armen; er erbauete immer mehr Getraide als ſeine Nachbarn. An dem Tage, da die Erndtenpredigt gehalten wurde, gab er ſeinem Geſinde ein kleines Feſt unter dem breiten Nußbaume, und jedes hatte das Recht einen Gaſt dazu einzuladen. Gemeiniglich kamen die Eltern und Anverwandten ſeiner Dienſtbothen an dieſem Tage zuſammen. Unordentliche und liederliche Leute hielten bey ihm nicht lange aus, denn er hatte gerne fromme Diener in ſeinem Hauſe. Er war ein Feind des Fluchens, und ſtand in der Meinung, daß man bey dem Viehe mit Futter und Peitſche mehr ausrichte, als mit Fluchen. Er viſitirte des Nachts die Kammern ſeiner Mägde und Knechte in Geſellſchaft eines von ſeinen Kindern, und ließ die Mode, die noch zur Schande der chriſtlichen Erbarkeit in einigen wendiſchen Dörfern herrſchet,

bey

bey ſich nicht aufkommen. Er begünſtigte die Heirathen der Armen, beſonders wenn ſie bey ihm gedienet hatten, durch Vorſchuß, und ward wenig betrogen. Er ließ keinen Teich fiſchen, ohne ſeinen Tribut an die Armen abzugeben. Das merkwürdigſte war, daß ihn kein Menſch der Großprahlerey und Heucheley beſchuldigte. Er hatte Muth genug gehabt, die erſten Anfälle der Verläumdung unerſchrocken auszuhalten. Er blieb ſich immer gleich. Er rückte Niemanden ſeine Wohlthaten vor. Jedermann faßte ein Zutrauen zu Hanß Hilmern. Er verglich verſchiedene Streitigkeiten bloß durch ſein Zureden. Leute, die ſchlechte Streiche geſpielet hatten, verkrochen ſich vor ſeinen Augen. Die importanten Dienſte werden nimmermehr vergeſſen werden, die er ſeinem Dorfe im letzten Kriege leiſtete. Als er krank wurde, gerieth das Dorf in eben ſo großes Schrecken und Unruhe, als ehemals Paris, wenn ſich der Cardinal Fleury unpaß befand. Sein Tod ward als ein allgemeiner Verluſt beklaget, und bey ſeiner Beerdigung weinte Jung und Alt auf dem Kirchhofe, und man ſchrie überlaut: Vater Hilmer iſt todt! Seinen Erben hinterläßt er ein anſehnliches Vermögen, welches um deſto beträchtlicher iſt, da

kein Fluch der Armen darauf ruhet. Er hielt es vor ungerecht durch allzureichliche Vermächtniſſe den rechtmäßigen Erben das Ihrige zu rauben, und ſie auſſer Stand zu ſetzen, aus eigner Bewegung mildthätig zu ſeyn. Er hat nur wenig Legate gemacht, er verläßt aber das beſte Vermächtniß für die Armen in einem Sohne, den er von Jugend auf zur Gutthätigkeit angeführet hat. Dieß einzige hat er noch verordnet, daß alle Armen des Dorfs an ſeinem Begräbnißtage in der Stille geſpeiſet werden ſollten. Alexander, und einige ihm ähnliche Eroberer und gekrönte Plünderer führen den Beynamen der Großen. Ich für meine Perſon habe große Luſt aus dem Verzeichniſſe der angeblichen groſſen Männer einige auszuſtreichen, und dafür Hilmer der Große zu ſetzen.

II.

Chriſtoph Feldmann,

oder:

Der zärtliche Bauer.

Auf einer Reiſe nach Dreßden, die ich auf der Zwickauer Landkutſche vor einigen Jahren machte, traf ich zwiſchen Dreßden und Freyberg einen Bauer an, der mir die Geſchichte ſeines Lebens ausführlich erzählte, die ich hier abgekürzt mittheile.

Jedermann weiß, aus den Gellertiſchen Briefen, daß dieſes Fuhrwerk nicht das bequemſte iſt, und ſo wohl wegen des übeln Nachtquartiers, als auch wegen der nicht immer angenehmen Reiſegeſellſchaft, ſeine eigenen Beſchwerlichkeiten mit ſich führet. Ich ſtieg ſo oft aus, als es nur der Weg und die Witterung erlaubte, theils um den unſanften Stöſſen dieſer ungeheuern blauen Maſchine auszuweichen, theils um dem faden Witz eines unbärtigen Jünglings zu entgehen, der den

bel eſprit zu machen glaubte, indem er einer affektirten Kammerjungfer allerhand Lieder von Hagedorn und Gleim vorliſpelte, und ſie für ſeine eigene Arbeit ausgab. Da dieſer Coloſſaliſche Wagen in ſeinen Bewegungen ſehr langſam und ſchwerfällig iſt, ſo gewann ich gar bald eine große Strecke Weges, ſetzte mich ſodann auf eine kleine Anhöhe, und überließ mich den ſanften Eindrücken des Frühlings und meinen eigenen Betrachtungen. Auf der Höhe vor Herzogswalde begeiſterte mich der Anblick dieſer romantiſchen Gegend dergeſtalt, daß ich meinen Leibautor aus der Taſche zog, um einige von den goldenen Augenblicken zu erhaſchen, in welchen Wieland ſein Muſarion und Geßner ſeine Idyllen ſchrieb. Ich hatte mich ganz in die idealiſche Welt hineingedacht, vergaß Wagen und Reiſegeſellſchaft, und wäre vielleicht von der Nacht übereilet worden, wenn mich nicht das Raſſeln einer flüchtigen Caleſſe und der freudige Zuruf des Fuhrmanns: Herr, will er mit nach Dreßden? aus meinem Traum erweckt hätte. Die treuherzige Art, womit mir der Bauer einen Platz anboth, die Erfahrung, daß die Geſellſchaft eines ehrlichen Landmannes oft unterhaltender iſt, als das leere Geſchwätz eines tändelnden

beluden Witzlings, und die Ueberlegung, daß mein Fuhrwerk wohl ſchon in Keſſelsdorf angelangt ſeyn könnte, und ich alſo einen weiten Weg zu Fuſſe gehen müßte, alles dieſes bewegte mich das Anerbieten des Bauers ohne Bedenken anzunehmen. Herr, ſagte er, ich ſollte Ihnen billig die Oberſtelle einräumen, aber da ich auf der linken Seite meine Pferde nicht regieren kann, ſo werden Sie mirs zu gute halten, daß ich mich zur Rechten ſetze. Der Bauer ſitzt überall unten an. Hierauf nahm er die Leine und ſetzte durch ein ermunterndes: Kommt ihr Braunen! ſeine Rößlein in Athem. Wir fuhren ohngefehr zweyhundert Schritte ohne ein Wort zu ſprechen. Aber das Stillſchweigen ſchien eben nicht die Sache meines Fuhrmanns zu ſeyn. Nachdem er mich eine Weile aufmerkſam betrachtet, ſagte er ganz vertraut zu mir: Herr, Sie ſind gewiß ein Gelehrter? „Woraus ſchließt ihr das, guter Freund?“ Weil Sie zu Fuſſe reiſen; denn die Herren Gelehrten haben immer nicht viel zum beſten. Ich habe manchmal Maul und Naſe aufgeſperrt, wenn unſer Magiſter von ſeinen Univerſitätsjahren erzählet. Das möchte einen Stein erbarmen, wenn man hört, wie knapp die armen Studenten leben müſ-

ſen. Da hats ja ein Großknecht tauſendmal beſſer. Der kann ſich doch ſatt eſſen, mit unter auch reuten und fahren. Als ich noch Poſtknecht war, waren die meiſten meiner blinden Paſſagiere Studenten und Magiſters. Aber der Himmel weiß es, daß ich nie einen Heller von dieſen armen Teufeln genommen habe. „Das iſt großmüthig, ihr beſchämet durch eure Denkungsart manchen großen Herrn.“ Ach! nein, es iſt nur billig. Hätte ich Geld genommen, ſo hätte ich den Poſtmeiſter betrogen, und das muß nicht ſeyn. Ehrlich währt am längſten, nicht wahr? Und überdieß lud ich meine blinden Paſſagiers nur auf, wenn der Wagen ledig war. „Wie zum Exempel heute. Aber ich begehre nicht weit und nicht umſonſt zu fahren, ſo bald wir die Landkutſche einholen, ſteige ich wieder ab.“ Nicht doch, Herr Patron, fiel er mir halb unwillig ins Wort. Ich bringe Sie nach Dreßden, wo ich unſern Magiſter mit ſeiner lieben Frau abhole. Es ſind kreuzbrave Leute, und ſolche Leute habe ich von je her gerne gefahren. Pferde und Wagen ſind mein. Ich both Ihnen einen Platz an, weil ich glaubte, daß Sie müde wären und ſich vielleicht beſſer auf die Studierſtube als zum Bothenläufer ſchicken möchten.

ten. Es war mein eigner Wille, und meine Höflichkeit laſſe ich mir nie bezahlen. Ich habe in meinem Leben ſchon ſo viel ſchelmiſche Juden, ſo viel bankerotirte Kaufleute und ſo viel Pralhannſe fahren müſſen, daß mir recht wohl ums Herze wird, wenn ich einmal einen ehrlichen Mann auf meine Caleſſe kriege, mit dem ich ein vernünftiges Wort ſprechen kann.

Unter dieſen Geſprächen kamen wir nach Grumbach. Hier begegnete uns ein ſehr ſchönes Bauermädchen, mit der ſich mein Fuhrmann freundlich unterhielt, und ihr einige recht artige Complimente ſagte. Als wir fortfuhren, fragte ich ihn, obs noch mehr ſolche hübſche Mädchen in hieſiger Gegend gäbe. Nein, verſetzte er, ſie iſt die einzige in der ganzen Gegend, die ich mir zur zweyten Frau wünſchte, wenn ich wieder heyrathen ſollte. Aber ſie kömmt meinem ſeeligen Hannchen doch nicht ganz bey. „Alſo ſeyd ihr ſchon Wittwer in ſo jungen Jahren?“ Ja, Herr, das bin ich leider, und mein ganz Vermögen gäbe ich drum, wenn ichs nicht wäre. Hier ſchwieg er ſtille, ſeufzte, und ward traurig. „Es thut mir leid, daß ich ſo unvorſichtig geweſen bin, euch an euren Verluſt zu erinnern. Wie

heißt das Dorf, wo wir hinkommen? " Herr, Sie werdens lange wiſſen, daß dort oben Keſſelsdorf lieget. Sie wollen mich nur gerne vom Andenken an meine liebe ſeelige Frau abbringen; aber ich muß Ihnen geſtehen, daß ich noch alle Tage an ſie denke und mit Freuden von ihr rede, wenn mir gleich dabey die Thränen über die Backen herunter laufen. Ach! Herr, wenn Sie meinen Lebenslauf wiſſen ſollten; ſollten Sie wohl ſo viel Geduld haben ihn anzuhören? „Von Herzen gerne, wenn ich euch das Vergnügen machen kann." Hier ließ er ſeine Rößlein ſachte gehen, und theilte mir folgende Erzählung mit, die ich, wo möglich, mit ſeinen eigenen Worten wiederholen will.

Ich heiße **Chriſtoph Feldmann**, weil man mich in einem Dorfe an der böhmiſchen Gränze als ein neugebornes Kind auf dem Felde fand. Vermuthlich hat meine Mutter in dem damaligen böhmiſchen Kriege als Köchin bey einem Officier oder als Marketenterin gedienet, und nicht für gut befunden, ihre Equipage durch meine Wenigkeit zu vermehren. Wenigſtens ſagten die Leute im Dorfe, daß ich einem gewiſſen Officier ſehr ähnlich ſähe, und daß ſeine Köchin

beym

beym Ausmarſche wie eine Ente gewatſchelt hätte. Ich meines Orts habe mich nie ſehr darum bekümmert; wie denn überhaupt die Liebespfänder der wilden Ehe immer ganz ſorglos und guten Muths ſeyn ſollen. Ein armer Häusler des Orts mußte mich zu ſich nehmen, und die Gemeinde machte ihm weiß, daß ſie Koſtgeld für mich zahlen wolle. Jacob, ſo hieß mein Pflegevater, that mehr an mir, als die reichen Bauern an ihren eigenen Kindern zu thun pflegen. Er unterrichtete mich ſelbſt im Leſen und Schreiben, und brachte mich im Rechnen bis zum Dividiren. Den Catechiſmus verſtund er ſo gut und vielleicht noch beſſer als der Schulmeiſter. Geſchlagen hat er mich niemals, ſo viel ich weiß. Da er ſelbſt kein Verſchwender, kein Betrüger, kein Säufer, kein Spieler und kein Müßiggänger war, ſo hatte er mir wenig Unarten abzugewöhnen, die die Kinder gemeiniglich von ihren Eltern lernen. Als ich mit ſeinen Kindern einsmals zankte, ſo ließ er uns Abends die Geſchichte von Joſeph und ſeinen Brüdern leſen, und alsdenn den Pſalm herſagen: Siehe, wie fein und lieblich iſts, daß Brüder einträchtig bey einander wohnen. Die Ermahnung, die er uns dabey gab, werde ich in meinem Leben nicht vergeſſen.

Als ſein Sohn einſt einen armen kranken Mann abwieß, weil wenig Brod vorhanden war, ſo gieng er in den Schrank und gab dem Bettler ſein Frühſtück. Abends erzählte er uns die Geſchichte vom Lazarus, und erklärte uns den Spruch: Brich den Hungrigen dein Brod. Wenn wir uns gut aufgeführet hatten, ſo verſammelte er uns Abends um ſeinen Schemmel, denn er hatte keinen Stuhl im Hauſe, und erzählte uns allerhand Geſchichten: Z. E. von einem Trunkenbolde, der den Hals gebrochen, von böſen Kindern, die auf keinen grünen Zweig gekommen, von armen aber frommen Leuten, denen Gott wunderlich durch die Welt geholfen, von ehrlichen Leuten, die Gott aus der Noth errettet, von den Vortheilen der Demuth, der Keuſchheit, der Arbeitſamkeit, des Gehorſams gegen die Obrigkeit und der Wohlthätigkeit. Alle dieſe Tugenden prieß er uns nicht nur an, ſondern zeigte auch ihren Nutzen aus Beiſpielen, die er theils ſelbſt erlebt, theils in der Bibel geleſen hatte. Niemals hat er mir vorgeworfen, daß ich das Gnadenbrod bey ihm äße, ob ihm gleich die Gemeinde keinen Heller für meine Auferziehung gab. Er hielt mich fleißig zur Kirche und zur Schule an, und in meinem vierzehnten Jahre that er

mich

mich unter die Leute. Er gab mir tauſend gute Lehren mit auf den Weg. Beſonders empfahl er mir das Gebeth, die Arbeitſamkeit, Nüchternheit und Treue gegen meine Herrſchaft. Und ſo ſchied ich mit tauſend Thränen von ihm.

Ich diente verſchiedene Jahre hintereinander auf einer Pfarre, und ſtieg in dieſem Hauſe vom Kühhirten bis zum Großknecht. Dieſer Mann war nicht geſinnt, wie viele andere Herrn Magiſters, die ſehr weite Aermel haben. Er war nur gar zu gut. Aber was wars? Er brachte nichts vor ſich. Er hätte beſſer gethan, wenn er ſeiner Frau manchmal gefolget hätte. Das war ein Wetterweib, Herr, die hätte predigen ſollen! Sonſt hatten die Bauern weder richtiges Maaß noch gutes Getraide zum Zinnskorn geſchüttet. So bald die Frau aber das Ding ſpitzig kriegte, (ich verrieth es ihr, weil ich das elende Korn auf dem Markte nicht verkaufen konnte,) ſo gieng ſie mit auf den Boden, wenn der Decem gebracht wurde. Herr! da hätten Sie die Luſt ſehen ſollen. „Guten Morgen, Chriſtoph, ſchon ſo zeitig da mit dem Decem?“ O, ja, Frau Magiſterin, wer wird nicht kommen, Ihr Herr hat ihn ja verkündigt. Nun ſo ſchüt-

tet

tet aus, ſagte der Pfarrer, ihr braucht nicht zu meſſen. Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann, ihr werdet mich nicht betrügen. „Das bin ich, Gott ſey Dank!“

Deſto beſſer für euch, verſetzte die Pfarrfrau. Ich dächte aber doch, wir mäßen einmal zum Spaße. Es iſt ja eine kleine Mühe. „Nicht doch, liebe Frau, wer wird ſo mistrauiſch ſeyn.“ Ganz und gar nicht aus Mistrauen, mein Kind, man muß doch wiſſen, was die Leute bringen, damit man ihnen für das Uebermaß danken kann. Hier iſt unſer Knecht bey der Hand, der kann ihm helfen.

Chriſtoph war der reichſte und ſtolzeſte Bauer im Dorfe, der dem Pfarrer manchmal ein paar junge Tauben oder einen kranken Karpfen ſchenkte, und deſſen Getraide folglich, weil er ein Wohlthäter der Geiſtlichen war, nicht gemeſſen werden durfte. Diesmal mußte er aber doch daran gehen. Er machte ſeine langen aber engen Säcke mit einem tiefen Seufzer auf, und ließ das Korn ganz ſachte ins Viertel laufen, damit es hübſch locker liegen ſollte. Aber alle Künſte waren vergebens. An drey Scheffeln fehlte reichlich drey Viertel, und alſo ungefehr ein

paar

paar Thaler, weil das Korn damals im Preiſe war. Folglich hatte der Bauer dem Pfarrer blos bey dieſer Lieferung mehr entwenden wollen, als er ihm in ſeinem ganzen Leben geſchenket hatte. Meine Herrſchaft machte große Augen, der Bauer aber ſchmälte auf ſeinen Knecht, daß er nicht richtiger gemeſſen hätte. Irren iſt menſchlich, ſagte mein Herr, dafür iſt das Korn deſto reiner. Ja, Herr, antwortete Chriſtoph, als wenns eine Taube geleſen hätte. Laßt doch ſehen, verſetzte die Frau, ich verſtehe mich aufs Korn. Hilf Himmel, was iſt das für Geſäme! Treſpe, Rathen, Vogelwicke, Klaffer, Spreu. Hat das euer Pfarrer um euch verdient? Seinen Seelſorger und Beichtvater ſo anzuführen! Im Ernſte? rief der erſtaunte Prediger. Komm doch her, Großknecht, und ſage mir, ob meine Frau Recht hat. „Mehr als zu Recht, Herr Magiſter, der Mann hat lauter Geſäme gebracht. Sie können es kaum fürs Geſinde backen laſſen. Sie dürfen es nicht auf den Markt ſchicken.“ Nun lief dem guten Mann die Galle über. Er las dem ſchelmiſchen Beichtſohne den Text wacker, ließ ſein Getraide wieder einſacken, und ſchickte ihn damit fort. Dieſe Execution ward mit verſchiedenen andern Bauern wiederholet. Jedermann

mann ſpiegelte ſich daran und mein Herr kriegte ſeit dieſer Zeit beſſer Getraide.

Man ſoll ſich zwar nicht ſelber loben, aber was wahr iſt, iſt wahr: Ich diente meinem Herrn bis an ſeinen Tod treu und ehrlich; brachte ſeine Felder in Ordnung; erſparte ihm manchen Thaler, weil ich die Schirrſachen ſelber machte, und wurde von ihm ſo reichlich beſchenket, daß ich von meiner Ehrlichkeit keinen Schaden hatte.

Nach ſeinem Tode wollte ich mich im Dorfe ankaufen, aber die Bauern waren mir ſo zuwider, daß ich meinen Zweck nicht erreichte. Ich gieng darauf zu einem benachbarten Poſtmeiſter als Poſtillion in Dienſte. Hier gieng es ziemlich wilde zu.

Ich ſchwitzte die guten Lehren, die mir mein Pflegevater und der ſeelige Pfarrer gegeben hatte, bald aus. Ich verthat das erſparte Geld, und verſpielte oder vertanzte meinen Lohn und meine Trinkgelder. Kurz, ich war auf dem Wege ein ſehr liederlicher Purſche zu werden, oder beſſer zu ſagen, ich wars ſchon. Etwas von den guten Lehren blieb aber doch hängen. Z. E. ich

konnte

konnte es nie über das Herz bringen, unehrlich zu handeln. Einsmals hatte ich einen einzigen Paſſagier, einen reichen Juden auf dem Poſtwagen. Der Weg war ſo böſe, daß der Jude ausſtieg. Er war kaum hundert Schritte gegangen, ſo verlor er ſeine Börſe, die von unten bis oben mit Ducaten und Luidorn geſpickt war. Ich ſprang vom Pferde, und hob den Beutel auf, ohne daß es der Jude merkte. Eine halbe Stunde darauf kam der Ebräer, der den Fußſteig gegangen war, mit gräßlichem Geſchrey an den Wagen, klagte mir ſeine Noth und wollte verzweifeln. Nun glaubte ich wohl, daß der Jude dieß Geld von den Chriſten erſchachert haben möchte, aber von meinem ſeeligen Pfarrer hatte ich gehöret, daß man einem Ketzer ſo gut als einem Chriſten Wort halten müßte, und daß Juden, Heiden und Türken ſo gut Menſchen wären, wie wir Chriſten. Ich hatte alſo gleich bey mir beſchloſſen, den Beutel uneröffnet zurück zu geben. Dieſer Vorſatz machte mich ſo vergnügt, daß ich auf meinem Pferde pfiff und ſang, und die Ankunft des Juden kaum erwarten konnte. Ich gab ihm den Beutel zurück. Der Jude war außer ſich vor Freude und drang mir zwölf Ducaten auf, die ich ſchlechterdings annehmen mußte.

Wie wohl mir dieſen ganzen Tag zu Muthe war, das kann ich unmöglich beſchreiben. Ich fühlte es recht in dem Innerſten meiner Seele, daß der ſeelige Pfarrer recht gehabt, wenn er ſagte, jede gute That führe ihren Himmel bey ſich. Auch war ich recht ſtolz darauf, daß ich mirs bewußt war, ich würde eben ſo frölich ſeyn, wenn ich auch keinen Heller Trinkgeld erhalten hätte. Indem ich mir nun was rechtes auf meine Ehrlichkeit zu gute that, fiel mir ein, daß ich gleichwohl itzt ein lüderlicher Hund wäre, nicht ſehr in die Kirche käme, und mein Geld lüderlich durchbrächte. Dabey dachte ich an den alten Jacob, der mich ſehr ermahnet hatte, in der Jugend zu ſparen, damit ich nicht im Alter ſparen müßte. Der Alte hat Recht, ſagte ich zu mir ſelbſt. Dieſe zwölf Ducaten willſt du hinlegen. Das wird ein hübſcher Nothpfennig ſeyn, wenn du einmal heirathеſt. War ich vorher vergnügt, ſo war ichs nun doppelt. Ich dachte an alle hübſche Mädchen, die ich kannte, aber es wollte mir keine recht gefallen. Sonntags darauf ſah ich ein vortrefflich Mädchen im Poſthauſe. Ihre ſchwarzen Augen brannten wie Feuer im Kopfe. Ihre Haut war weiß wie Schnee, ihre Wangen glühten wie Purpur, und weißere Zähne habe

ich

ich in meinem Leben nicht geſehen. Sie war ſehr nett gekleidet, hatte eine ſtolze Mine, wie die Tochter eines Lehnrichters, und tanzte wie ein Engel. Ich ſchwenkte mich eben mit einem flinken Mädchen um die Säule, als ſie in die Stube trat. Ich war wie vom Blitz gerührt, das kann ich Ihnen ſagen, und dachte bey mir ſelbſt: Die, oder keine. Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe war. Ich ſetzte mich in einen Winkel, ward traurig, und konnte mich an dem ſchönen Mädchen nicht ſatt ſehen. Ihr Vater ſetzte ſich mit ihr und mit einer Muhme, die ſie bis hieher begleitet hatten, an einen Tiſch nicht weit von meinem Platze, und forderte eine Bouteille Weisbier. Der Sohn des Poſtmeiſters, der ſeinem Vater adjungirt war, brachte ſie ſelbſt und ließ ſich mit beyden in ein Geſpräch ein. Ich hätte ihn erſtechen mögen; ſo eiferſüchtig war ich ſchon auf meinen Herrn. Ein Weilchen drauf zog er ſie ſelbſt zum Tanze auf. Ich dachte, ich ſollte berſten. Alle Gäſte machten einen Kreiß um die beyden Tänzer. So lange die Schenkſtube ſtand, hatte kein Mädchen ſo ſchön darinnen getanzt. „Wenn du kein Lumpenhund, und kein lüderlicher Kerl wäreſt, ſagte ich voll Unmuths zu mir ſelbſt, wenn du das er-

ſparte behalten, und die Trinkgelder, ſeitdem du Poſtillion biſt, dazu geſammlet hätteſt, ſo könnteſt du längſt ein Bauerguth beſitzen, das ſchöne Mädchen aufziehn und wohl gar mit der Zeit heirathen. O! Jacob, Jacob, warum habe ich deinem Rathe nicht beſſer gefolget?“

Ich ſaß wie vorm Kopf geſchlagen, und hatte große Luſt zu weinen. He! Chriſtel, ſchrie mein Herr, warum ſo lendenlahm? rühre dich und ſchenke ein. Ich ſprang auf, wie einer, der von einem böſen Traum erwacht; indem ich über die Stube lief, bemerkte mich die ſchöne Fremde, und ſchien einen freundlichen Blick auf mich zu werfen.

Ich war, beyläufig zu ſagen, damals ein junger langer Kerl von zwey und zwanzig Jahren. Ich hatte eine ſehr geſunde und muntere Farbe, lockigt Haar, und hielt mich in meiner Kleidung und Wäſche ſehr ſauber und reinlich. Wenn ich mich recht in Staat geworfen hatte, ſpaßte die Frau Poſtmeiſterin oft mit mir und ſagte, nun, Chriſtel, an dir iſt ein großer Herr verdorben, du ſiehſt accurat aus wie der Rittmeiſter ***, der vor etlichen und zwanzig Jahren bey uns im Quartiere ſtund.

Der

Der freundliche Blick meiner Schönen weckte mich wieder aus meiner Melancholie auf. Ich fieng an zu tanzen, und ich war, ohne Ruhm zu melden, ein ſehr guter Tänzer. Dieſe Kunſt kam mich auch wirklich ſehr theuer zu ſtehen; denn ich hatte ſchon manchen Gulden vertanzt. Ich zog ein Mädchen nach der andern auf, doch wagte ich mich nicht an das ſchöne Mädchen, die ſich mit ihrem Vater wieder niedergeſetzt hatte, ob ich gleich, als ich vor ihrem Tiſche vorbey walzte, mit Vergnügen hörte, daß ſie meine Flüchtigkeit im Tanzen lobte. Indem ich mich niederſetzen wollte, redete mich der Vater an: Nun, Poſtillion, ſchon müde? Will er nicht mit meinem Hannchen einen Walzer probiren? „Von Herzen gerne, wenn ich der Jungfer nicht zu ſchlecht bin;“ und damit reichte ich ihr die Hand. Ich glühete wie ein Scharlach im Geſichte, und Hannchen ſelbſt erröthete, indem ſie aufſtand. Das war ein Tanz! Ich werde mein Lebetage dran gedenken. Ich hätte ihn nicht um ein Ritterguth gegeben. Wir flogen mehr als wir tanzten, ſo wenig berührten wir die Erde, und beym Umdrehen umſchlang ich ſie ſo feſt, daß ich ihr Herz an meinem klopfen fühlte. Wenn ich ihre Hand berührte, ſo liefs wie ſiedend Feuer

durch meine Adern, und wenn ſie mich freundlich anblickte, ſo hätte ich gleich vor Vergnügen ſterben mögen. Aber die Freude währte nicht lange. Denn kaum hatte ſie ſich geſetzet, ſo geſellte ſich der Poſtmeiſter wieder zu ihr, und machte ihr viel Lobſprüche, und die ganze Geſellſchaft merkte es, daß er ihr zu tief ins Auge geguckt hatte. Gegen Abend kam ein Gewitter, worauf ein anhaltender Regen folgte. Dies veranlaſſete den Poſtmeiſter, daß er ſie nach Hauſe fahren ließ. Zum Glück war kein Poſtillion zu Hauſe, als ich; ich hatte alſo die Ehre mein Hannchen zu fahren. Unterwegs ſprach der Alte viel mit mir, und bat mich, ihn die nächſten Feyertage zu beſuchen. Wir waren kaum eine Stunde gefahren, ſo kamen wir auf das Dorf, wo meine Paſſagiers wohnten. Ich wünſchte von ganzem Herzen, daß ſie in der elendeſten Hütte wohnen möchten, damit ich meine zwölf Ducaten dazu anwenden könnte, ſie repariren zu laſſen. Aber wie erſchrack ich, als wir vor einem wohlgebaueten großen Bauerhofe ſtill hielten, welches einem Ritterguthe ähnlich ſah! Es war ein Freyguth, welches der Vater meines Hannchens von einem Commiſſionsrathe gekauft hatte. Ich hob mein Mädchen aus dem Wa-

gen

gen und hätte meine ganze Baarſchaft drum gegeben, wenn ich ihren ſchönen Mund hätte küſſen dürfen. Der Vater that das, was ich ſchon lange befürchtet hatte, er griff in die Taſche, ehe er aber das Trinkgeld erhaſchen könnte, ſaß ich auf dem Pferde, und flog in vollem Jagen zum Thore hinaus.

Als ich nach Hauſe kam, fragte mich die alte Poſtmeiſterin: Nun, Chriſtel, wie hat dir das Mädchen gefallen? „So, ſo, für ein Bauermädchen iſt ſie würklich ganz artig, aber ſie ſcheint mir ſehr ſtolz zu ſeyn.“ Ganz recht, daß ſie ſich nicht gemein macht, ſonſt würde mein Sohn auch nicht daran denken ſie zu heirathen. „Wie? mein Herr ſoll ein Bauermädchen heirathen?“ Warum nicht? Ihr Vater hat ein Vorwerk und viel baares Geld. Das Mädchen iſt ſchön, tugendhaft und eine vortreffliche Wirthin, ob ſie gleich in der Stadt erzogen worden iſt. Sie hält ihrem Vater ſeit zwey Jahren Hauß. — „Warum hat man ſie aber gar nicht hier im Poſthauſe geſehen? Drey Meilen im Umkreiſe iſt kein Mädchen, welches nicht bey uns zu Weißbier geweſen wäre, und *** Dorf liegt ja nur eine halbe Stunde von hier?“ Du guter Chri-

ſtel, die Leute haben ſchon andere Geſellſchaft, ſie gehen nicht zu Biere und kommen nur heute von ohngefehr zu uns, weil ſie einer Muhme das Geleite gab. „Ey, das iſt was anders, Frau Poſtmeiſterin! Nun ich gratulire meinem Herrn von Herzen zu einer ſo hübſchen Frau.

Im Grunde hätte ich in die Erde ſinken mögen, aber ich durfte mir nichts merken laſſen. Ich hätte ſonſt nicht ſo viel von der alten Frau herausgelocket, die vor ihr Leben gerne ſchwatzte, und mir ſehr gewogen war. „Hat denn mein Herr, fuhr ich fort, ſchon das Jawort?“ Bey Leibe! Er hat ſie heute zum erſtenmale geſehen. Aber er hat viel von ihr gehöret und iſt unſterblich in ſie vernarrt. Heute über acht Tage wird er ſie beſuchen. Unſer Pfarrer wird aber noch vorher bey ihrem Vater, dem alten Martin, horchen, ob er kommen darf. Hier ward unſer Geſpräch unterbrochen, welches für meine Ruhe ſchon zu lange gewähret hatte. Nun muß ich Ihnen doch auch eine kleine Beſchreibung von meinem damaligen Herrn machen. Es war ein junger wohlgebildeter Mann von dreißig Jahren. Aber er war von ſehr verliebter Complexion, ſehr verſchwenderiſch, dem Trunk ergeben,

und

und hatte ſchon manche Magd in geſegnete Umſtände verſetzet. Dieß war mein Troſt. Donnerſtags Abends kam der Herr Pfarrer ſehr ſpät zu uns, mochte aber wenig ausgerichtet haben; denn mein Herr war den ganzen Abend erſchrecklich wild. Früh ſagte ich zur Poſtmeiſterin, es iſt alles geputzt, der Stangenzaum iſt blank und die ſcharlachne Schaberracke iſt ausgeklopft. „Wozu Chriſtel?“ Damit mein Herr rechte Parade macht, wenn er nach *** Dorf zu ſeiner Braut reitet.

Die Mühe hätteſt du erſparen können, es wird nichts aus der Sache. „Verflucht! Frau Poſtmeiſtern, das wäre ein infamer Streich! Hat der Pfarrer nichts ausgerichtet?“ Wenig oder nichts. Der alte Cujon von einem Vater! hat ſich vor der Hand ſehr höflich für die zugedachte Ehre bedankt. Seine Tochter, hat er geſagt, wäre feſt entſchloſſen binnen Jahr und Tag nicht zu heirathen. Uebrigens hat er gemunkelt, als ob mein Sohn wegen ſeiner Lebensart nicht in dem beſten Rufe ſtünde. Sein künftiger Schwiegerſohn brauche nicht reich, ſondern nur rechtſchaffen und ein guter Wirth zu ſeyn.

Ha! dachte ich, ein ſchöner Troſt für dich! Biſt du nicht auch bisher ein lüderlicher Hund geweſen? Aber nun will ich wirthſchaften. Krieg ich auch gleich dieß Mädchen nicht, ſo iſt es doch immer beſſer, was, als nichts zu haben. Ich ward nunmehro ein ganz anderer Menſch. Ich lebte von meinem Lohne und legte meine Trinkgelder zurück. Kurz darauf mußte ich den Juden, der mir die zwölf Ducaten geſchenket hatte, mit Extrapoſt fortſchaffen. Er fragte mich, ob ich das Geld verthan, oder hingelegt hätte. Hier, Herr, ſagte ich, in dieſem Beutel ſind die Ducaten gut verwahrt. Gut verwahrt, antwortete er, aber ſchlecht angelegt. Mit Gelde kann man Geld gewinnen, weiß er das nicht, Schwager? „Wie muß mans aber anfangen? Leyhe ichs aus, ſo werde ich vielleicht drum betrogen.“ Nicht doch, er muß einen kleinen Handel anfangen. Jezt haben wir den leidigen Krieg. Kann er nicht Hafer einkaufen, und ihn mit Profit wieder abſetzen? „Verflucht, Jude, daran habe ich nicht gedacht. Auf dieſe Art könnte ich wohl gar noch reich werden.“ Ganz gewiß, ich habe zu meinem Anfange eben ſo wenig gehabt, und izt habe ich große Summen bey der Reichsarmee zu fodern, wo ich Lieferante bin.

Ich

Ich ſpitzte die Ohren vortrefflich bey dieſer Nachricht, und faßte auf der Stelle den Entſchluß, dem Juden mein ganzes Herz zu eröffnen. Ich erzählte ihm darauf alles, was Sie wiſſen. Er ward durch mein Zutrauen gerührt, und ſagte: Schwager, er hat keinen dummen Geſchmack. Ich kenne den alten Martin und ſeine Tochter, weil ich ſchon viele Malter Haſer bey ihm gekauft. Vielleicht kann ich etwas für ihn thun. Ich bin ohne dieß auf mich böſe, daß ich ihm ſeine Ehrlichkeit ſo ſchlecht belohnt habe, es waren über 2000 Thaler in der Geldkatze, die er mir uneröfnet wiedergab. Ich wollte nur ſehen, obs bey ihm angewendet wäre. *** Dorf liegt nicht weit von der Landſtraſſe. Fahre er mich herein, ich habe mit dem alten Martin ohnehin Abrechnung zu halten. Meine Freude über dieſen Vorſchlag war unbeſchreiblich. In wenig Minuten hielten wir vor dem Vorwerke ſtill. Der alte Martin bewillkommte meinen Paſſagier ſehr freundſchaftlich und mich ſehr höflich. Sie giengen mit einander in eine Oberſtube, und ich hatte unterdeſſen das Glück, mit meinem Hannchen zu ſprechen, die mir meine neuliche übereilte Abreiſe auf die freundlichſte Art von der Welt vorwarf. Indem ich ſo glücklich wie ein

König

König da ſaß, kam der ehrliche Martin, klopfte mich auf die Achſeln und ſagte: Nun, Poſtillon, heraus mit den zwölf Ducaten, die er ſo rühmlich verdient hat. Er ſoll Hafer dafür bekommen. Dieſer rechtſchaffene Mann, den er hieher gebracht, hat gut für ihn geſagt. Er kann bey mir ſo viel Geld bekommen als er braucht. Ich will ihm einen Boden einräumen, wo er den Hafer ausſchütten kann, bis er ihn ins Magazin abliefert. Dieſe Anrede ſetzte mich in ein ſo großes Erſtaunen, daß ich nicht zum Worte kommen konnte. Mit Thränen in den Augen dankte ich meinem Wohlthäter, und verſprach den Profit mit ihm zu theilen.

„Nein, Schwager, davon iſt nicht die Rede. Was er verdient, iſt ſein.“ Hätte man einer Judenſeele ſo viel Großmuth zutrauen ſollen?

Nun, kurz und gut, ich nahm bey dem Poſtmeiſter meinen Abſchied, miethete mich in *** Dorf ein paar hundert Schritte von dem Vorwerke des alten Martin ein und ward Unterlieferant bey der Reichsarmee. Der Jude ſchoß mir hundert Ducaten vor, und ich fand auch bey meinen übrigen Bekannten ſo viel Credit, daß gar bald große Summen durch meine Hände giengen.

giengen. Ich war in meinem Handel überaus glücklich und gewann in kurzer Zeit einen schönen Thaler Geld. Ohne ein Knicker zu seyn, ward ich aus einem lockern Postillion ein guter Wirth, und konnte nun im Ernste daran denken, um das schöne Hannchen anzuhalten.

Ich sah das gute Kind meist alle Abende. Sie ward von Tage zu Tage freundlicher gegen mich. Der Alte ließ uns oft alleine, und wir vertrieben uns die Zeit vortrefflich. Bald erzählt' ich ihr kleine Geschichten, die ich selbst erlebt oder von andern gehört hatte, bald lasen wir Gellerts Fabeln und andere Bücher, die der Pfarrer dem alten Martin von Zeit zu Zeit zuschickte. So frey ich sonst mit den Mädchen umgegangen war, so eingezogen war ich bey meinem seeligen Hannchen. Sie hatte bey aller ihrer Schönheit so eine gewisse Miene, die ich Ihnen nicht beschreiben kann, die mich aber allemal zurückhielt, so oft ich sie küssen wollte. Tausendmal war ich im Begriffe, ihr mein Herz zu entdecken und sie um ihre Gegenliebe zu bitten, aber die Worte starben auf der Zunge, so oft ich von dieser Angelegenheit mit ihr sprechen wollte. Wie? Wenn sie dir den Korb gäbe? Diese

Vor-

Vorſtellung machte, daß ich wie ein Miſſethäter zitterte. Ich verſchob alſo meine Bewerbung von einem Tage zum andern. Endlich war ich doch genöthiget eine Erklärung zu wagen. Ein benachbarter Geiſtlicher, dem ich oft Hafer abgekauft hatte, beehrte mich mit ſeinem Vertrauen, und entdeckte mir, daß er ſich entſchloſſen hätte, um Martins Hannchen anzuhalten. Weil er nun wüßte, daß ich in dieſem Hauſe meine Niederlage hätte, ſo ſollte ich ſo von weitem horchen, ob er wohl kommen dürfte. Wie ſchwarz mir da vorn Augen wurde, und wie gerne ich dieſe Ehre verbethen hätte, das läßt ſich beſſer empfinden als beſchreiben. Mein Nebenbuhler war zwar ſchon ein alter Knabe, aber dabey ein ehrlicher braver Mann, der ein gutes Auskommen und einen guten Ruf hatte. Wenn du, dachte ich bey mir ſelbſt, die Commiſſion nicht ausrichteſt, ſo thuts vielleicht ein anderer und zwar zu deinem Schaden. Ueberdieß iſt der alte Martin ein großer Prieſterfreund und Hannchen iſt ſtolz. Eine Frau Magiſterin zu werden, das iſt bey meiner Treu eine kützliche Verſuchung für ein Landmädchen. Entweder alles gewonnen oder alles verloren. Es muß doch einmal gewagt

wagt ſeyn. Noch heute mußt du es wiſſen, wie Hannchen geſinnt iſt.

Hannchen war ganz allein, als ich in die Stube trat, und las in ihrem Leibbuche, in Gellerts Fabeln. Sie war ſehr bewegt, und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen; denn ſie hatte eben die traurige Geſchichte des neuen Ehepaares geleſen. Ich bat ſie, mir dieſe Fabel noch einmal vorzuleſen; denn die Verſe klangen noch einmal ſo ſchön und rührend in ihrem Munde. Bey der Stelle:

Beweint ihr mitleidsvollen Seelen
Die traurigſte Begebenheit
Elendgewordner Zärtlichkeit,

weinten wir alle beyde wie die Kinder. Ich war ganz nahe zu ihr hingerückt, weil ich mit in das Buch ſah. Meinen rechten Arm hatte ich um ihren Leib geſchlagen, ohne daß ſie es bemerkete oder zu bemerken ſchien, und mit meinem Geſichte berührte ich ihre glühende Wange. In dieſer Poſitur laſen wir dieß rührende Gedichte und unſere Thränen vermiſchten ſich mit einander. Sie ſah mich mit einer gewiſſen betrübten und zärtlichen Miene an, die ich vorher noch nicht bemerket

merket hatte, und ich konnte mich nicht enthalten ſie zu küſſen. Ich war außer mir. Ich hielt ſie feſt in meinen Armen und küßte ſie mit dem feurigſten Ungeſtüm. Endlich riß ſie ſich los und ſagte erröthend: „Nein, Chriſtel, das iſt zu frey, ich werde mich hüten mit dir alleine zu ſeyn.“

Vergieb mir, gutes Kind, es war der erſte, vermuthlich auch der letzte Kuß. Ich wollte tauſendmal eher den Tod leiden, als deiner Unſchuld zu nahe treten. Ueberdieß wirds nicht lange mehr währen, ſo wirſt du mich nur über die Achſeln anſehen.

„Wie ſo?“

Ach, liebſtes Hannchen, ich habe dir eine Nachricht zu bringen, die dir vielleicht lieb ſeyn wird, die mir aber das Leben koſtet. Kurz und gut. Ich liebe dich mehr als mein Leben, und wollte die ganze Welt mit dir theilen, wenn ich mir dadurch deine Liebe erkaufen könnte. Aber ich bin verloren. Der Pfarr in *** will dich heirathen.

„Der Pfarr in ***? Du ſchwärmſt! Wer hat dir ſolch närriſch Zeug weiß gemacht?“

Gnug, er will dich eheſter Tage zur Frau Magiſterin machen. „Wer hat dir das geſagt?“

ſagt?“ Er ſelbſt. Noch mehr, er hat mich gebeten, daß ich den Freiersmann vorſtellen ſolle.

„Du? Chriſtel?“

Ja, ich, mein liebes Hannchen.

„Und du haſts ihm auch verſprochen?“

Warum nicht? Ich wollte gerne der erſte ſeyn, der dir eine ſo fröliche Nachricht überbrächte.

Er iſt eben an den rechten Mann gekommen! ſage ihm, daß ich keinen Pfarrer heirathen würde.

Im Ernſte?

„In vollem Ernſte.“

Warum nicht?

„Ja, das iſt eben die Frage. Kurz, ich mag keine Stiefmutter werden. Und überdieß kenne ich nur einen Menſchen auf Gottes Erdboden, dem ich Hand und Herz zu geben wünſchte.“

So! darf man ſeinen Namen nicht wiſſen?

„Vielleicht kannſt du ihn erfahren, wenn du mir verſprichſt, auf meine Hochzeit zu kommen.“

Ja, Hannchen, das verſpreche ich dir, wenn . . . wenn ich alsdenn noch lebe.

„Ich glaube, du weinſt, Chriſtel, wahrhaftig, du dauerſt mich. Rede doch — du biſt

ja auf einmal ſtumm geworden — der Mann, den ich heirathen will, und den mir mein Vater zugetheilet hat, und den ich ewig lieben werde, heißt — warte, ich muß mich beſinnen — ich glaube gar der Name iſt mir entfallen — nein, izt komme ich drauf — er heißt — Chriſtoph Feldmann.“

Eine angenehme Schamröthe verbreitete ſich über ihr ganz Geſichte, und ich wußte nicht, ob ich wachte, oder träumte. Die Zurückkunft des Vaters brachte mich wieder zu mir ſelbſt. Mein Hannchen gieng ihm entgegen und erzählte die ganze Sache, und ich ward noch dieſen Abend der glücklichſte Bräutigam, der je geweſen iſt. Zwey Monathe drauf wurden wir getrauet. Der Vater übergab mir das Gut kurz vor ſeinem Tode. Mit Genehmhaltung meiner Frau nahm ich meinen Pflegevater, den alten Jacob zu mir, und wir lebten zuſammen in der glücklichſten Eintracht. Vier Jahre verfloſſen, als wärens vier Tage. Mein Hannchen wurde alle Tage ſchöner und liebenswürdiger. Wenn ſie ſich angeputzt hatte, ſo ſah ſie wie eine Gräfin aus. Hoffärtig war ſie nicht, aber ſie ließ doch ſo ein heimlich Hochmüthgen blicken, wenn ſich ſchlechte

Leute

Leute mit ihr gemein machen wollten. Wir giengen mit niemanden als mit dem Pfarrer und mit dem Schöſſer vertraulich um, aber alle rechtſchaffne Leute fanden bey uns eine höfliche Aufnahme und in der Noth Rath und Hülfe. Sie war fromm und gottesfürchtig, gutthätig gegen die Armen, verträglich in Anſehung der Nachbarn, liebreich aber autoritätiſch gegen das Geſinde, höflich gegen alle Menſchen; aber nichts übertraf ihre Freundlichkeit und Liebe gegen mich. Sie war ein rechter Engel von einem Weibe. Aber mein Glück war zu groß, als daß es lange hätte dauern ſollen. Sie kam mit einer Tochter nieder und dieſe Geburt koſtete ihr das Leben.

Hier konnte der arme Mann nicht weiter reden, die Thränen floſſen ihm in großen Tropfen über die Backen, und ich weinte von ganzem Herzen mit. Ich bat ihn darauf ſeine Erzählung abzubrechen, aber er fand ein ſolches Vergnügen in der ſüſſen Melancholie, worein ihn das Andenken an ſein Hannchen ſetzte, daß er immer wieder von vorne anfieng. Bald breitete er ſich zum Lobe ihrer Schönheit aus; bald rühmte er die Achtung, die auch die vornehmſten Leute gegen ſie gezeiget hätten; bald erzählte er

Handlungen der Großmuth und Menſchenliebe, die ſie im Verborgenen ausgeübt, bald prieß er ihre Andacht beym öffentlichen und Privat-Gottesdienſte; bald wiederholete er ihre Reden auf dem Sterbebette, wo ſie ihm für alle Liebe und Treue auf das rührendſte gedankt und zur Ergebung in den Willen Gottes ermahnet hatte; bald erhob er ihre Schönheit, die ſie auch noch im Sarge gehabt, den Leichentext, den ſie ſich ſelbſt erwählt, die Lieder, die man geſungen, und die Parentation, die man ihr gehalten hatte. Er erzählte ferner, daß er nach ihrem Tode halbſinnlos geweſen wäre, ihr Grab alle Tage beſucht, auf den Feldern herumgeſchweift und ſie oft mit Namen gerufen hätte. Der alte Jacob, ſagte er, war mein Schutzengel, ſonſt wäre ich um meine Vernunft gekommen. Er ſtellte mir die Gottloſigkeit meines bis zur Verzweifelung gebrachten Kummers lebhaft vor; er erinnerte mich an die Ergebung in den Willen Gottes, die ich ihm als ſein Geſchöpf ſchuldig wäre. Meine ſeelige Frau erſchien mir ſelbſt im Traum und ermahnte mich ihr Ebenbild, ihre zurückgelaſſene Tochter, nicht zu verwahrloſen und ihr eine chriſtliche Erziehung zu geben. Dieſe Phantaſie, die vermuthlich eine Folge von den Ermahnungen

nungen des ehrlichen Jacobs war, der mir ſagte, ich könnte meine Liebe gegen meine ſeelige Frau nicht beſſer als durch die Erziehung ihrer zurückgelaſſenen Tochter beweiſen, machte einen großen Eindruck auf mein Herz. Ich fieng an mich zu faſſen.

Ich machte mir allerhand Veränderungen. Ich gieng fleißig aus. Aber noch itzt fällt mirs, wie ein Stein, aufs Herz, wenn ich ins Haus trete. Hier, denke ich, kam ſie mir entgegen. Dort nähete ſie an ihrem Fenſter. In jenem Cabinette hatte ſie ihre Bücher. Auf dieſem Canapee, welches wir zum Hochzeitgeſchenk bekamen, ſaßen wir oft in glücklicher Vertraulichkeit beyſammen. Hier erwiederte ſie meine Küſſe mit jener ſittſamen und verſchämten Zärtlichkeit, wodurch ſie ihren Liebkoſungen die reinſte Annehmlichkeit zu ertheilen wußte. Und dann ſitze ich wie vorn Kopf geſchlagen, bis die Thränen mein Herz erleichtern, oder meine kleine Tochter durch ihre unſchuldige Liebkoſungen meinen Kummer auf kurze Zeit verjaget. Oft werde ich mitten in der größten Luſt an ſie erinnert. Neulich beredte mich der Schöſſer, daß ich ihn nach Dreßden fuhr, um eine Oper, die

Jago, mit anzuſehen. Es gefiel mir alles vortrefflich. Aber bey der Arie:

Mein Hannchen war für mich allein
Auf dieſer Welt geboren;
Doch, ach! Sie iſt nun nicht mehr mein,
Sie iſt für mich verloren.

Bey dieſer Arie, ſag ich, vergieng mir Hören und Sehen. Ich ward ohnmächtig und man mußte mich an die friſche Luft bringen. „Und wie lange iſts denn, guter Freund, daß eure ſeelige Frau todt iſt?“ Vergangene Pfingſten, antwortete er, iſts juſt neun Jahr geweſen.

Unſere Ankunft in Dreßden machte ſeiner Erzählung ein Ende.

III.

Der Zweykampf.

Wie ſchön, wie reizend iſt dieß ruhige Thal von Birken und Erlen umkränzet! Wie aromatiſch duftet jede Blume der Morgenſonne entgegen! Schöner war nicht das Theſſaliſche Tempe, wohin eine wahrhaftig dichteriſche Phantaſie den Sänger der Theodicee, den feurigen Utz, verſetzte, als er im ſchönſten lyriſchen Fluge der Uranie nachfolgte, biß dahin, wo ihr Blick an fremde Welten landet.

Noch iſt die Gegend einſam. Vermuthlich wird Amor ein zärtlich Paar an dieſen Ort bringen, die, nachdem ſie die wache Sorgfalt etlicher Tanten und Mütter betrogen, ſich dort unter jener Linde vereinigen, und ſich vor den Zwang der Stadt ſchadlos halten werden. Was ſeh ich? Ein Trupp Reuter nähert ſich dem lachenden Thale. Man ſpringt vom Pferde. Behutſam führen die Bedienten in Begleitung eines Wundarztes die ſchnaubenden Roſſe bey Seite in ein

angränzendes Wäldchen. Nun ſeh ich das ganze klägliche Geheimniß. Der Hauptmann von Blitz und Obriſtlieutnant von Stichblatt, zween verliebte und tapfere Ritter, die Fräulein Agneſen bißher mit abwechſelndem Glücke bedienten, erwählten dieß ruhige Thal zum blutigen Zweykampf. Beſchloſſen iſt es von beyden Seiten, daß nur der Sieger das Recht haben ſoll, der Gemahl der Fräulein Agneſe zu werden. Welch eine Vermiſchung von Thorheit und Großmuth! von Freundſchaft und Rache! Mit ausgebreiteten Armen eilen die Kämpfer, vor kurzem noch redliche Freunde, einander entgegen. Entſchloſſen, einer der Mörder des andern zu werden, ſchlieſſen ſie ſich brüderlich in die Arme, um einander den letzten Abſchiedskuß zu ertheilen. Beyde denken zärtlich und edel. Die Stimme der Freundſchaft ruft laut: Erhalte dem Freunde das Leben! Aber der große Lama des Adels, das berüchtigte Point d'honneur, ſchreyt mit gräßlicher Stimme: Verwunde! und morde! Mit abgemeſſenem Schritt gehn ſie zurücke und ziehen vom Leder. In zierlicher Stellung ſtehn ſie gegen einander, als ob ſie im Begrif wären vor den Augen des Hofs eine Menuet zu tanzen. Itzt treffen die Schwerdter zuſammen. Alles

geht

geht in der Regel und jeder macht ſeinem Fechtmeiſter Ehre. Gleich dem großen Türenne, der mit kaltem Blute den Plan des Treffens entwarf, und die Abſicht des Feindes vereitelte, weiß jeder den mörderiſchen Stoß des Feindes abzuleiten, und der Sieg bleibt lange Zeit unentſchieden. Allmählig erhitzt ſich das Blut. So wie ſich die Geſchwindigkeit des Pulſes vermehrt, das Auge entflammet und die Naſe verlängert, ſo wächſt auch die Hitze des Streites. Der Degen des Hauptmanns fährt wie ein Pfeil, der zum Ziel eilt, dem großmüthigen Gegner zwiſchen die Ribben, der zu gleicher Zeit ſeinen Stoß in die Bruſt des Hauptmanns vollendet. Dieſer ſinkt kraftlos zu Boden und läßt dem Sieger das Fräulein. Ich überlaſſe die Sorge, die Wunden der Streiter zu verbinden und das Leben dieſer irrenden Ritter zu erhalten, dem herbeygerufenen Wundarzt, und eile im Geiſte nach D**. Was macht wohl itzt Fräulein Agneſe, indem zween tapfere Krieger, aus Liebe zu ihr, ſich bemühen, einander die Hälſe zu brechen? Sie liegt, erſt kürzlich vom Strahl der Mittagsſonne erwecket, in dem Arm eines liſtigen Hofmanns, mit dem ſie ſich geſtern in aller Stille vermählte.

„Steh ſtille, Wanderer, der du in dieß reizende Thal kommſt, um vor den brennenden Strahlen der Sonne Sicherheit zu ſuchen. Betrachte dieß koſtbare Blut, womit die Wieſe gefärbt iſt. Es floß nicht zur Vertheidigung des Vaterlandes, ſondern auf den ſtrengen unwiederruflichen Befehl einer phantaſtiſchen Ehre. Sey nicht neidiſch, daß dir das Schickſal Wappen und Ahnen verſagte. Denn dir iſt es erlaubt, die pöbelhafte Tugend, dem Feinde großmüthig zu verzeihen, auszuüben. Bedaure den Adel, den ein klägliches Vorurtheil, ein Ueberbleibſel der Gothen und Vandalen, nöthiget, ſo oft es einem Narren von gutem Hauſe einfällt, ihm ſein Daſeyn ſtreitig zu machen, ſich in einen ungewiſſen Zweykampf einzulaſſen, und entweder ſeinen Gegner zu ermorden, und ſo dann unſtät und flüchtig zu werden, oder ſich ſelbſt der Gefahr, für eine feige Memme gehalten zu werden, auszuſetzen. Alsdann wollen wir unſer Jahrhundert erleuchtet nennen, wenn es der Weisheit gelingt, den Schlägergeiſt verächtlich zu machen, und der geſetzgebenden Gewalt, die Ausbrüche deſſelben zu hemmen.

IV. Der

IV.

Der Luxus zu Stelzendorf.

Fragment eines Briefes.

Der Luxus iſt bey uns in ſeiner Art ſo hoch geſtiegen als in der Stadt. Jedermann kleidet ſich über ſeinen Stand. Als ich in unſer Dörfchen kam, um die Station eines Grenzacciseinnehmers anzutreten, fand ich arme Kleider aber reiche Einwohner. Die Frau Paſtorin trug ein winzig kleines Häubchen, ein eben ſo compendiöſes Contuſchchen, und ein Müffchen, welches nicht größer war als eine kleine Melone oder eine große Saamengurke. Der Herr Paſtor fand ſeine genähte wollne Perügue ſehr warm, und ſeine Camaſchen ſehr bequem. Sein Rock war ſo dauerhaft, wie ſeine Geſundheit, und konnte Wind und Regen, Schnee und Graupeln vertragen. In ſeinem Hauſe vertrat ein Pelzbruſtlatz die Stelle des Schlafrocks und eine Federmütze bedeckte ſein ehrwürdiges Haupt. Commoden,

moden, Canapees und Porcellan ſuchte man bey ihm vergebens. Aber in einem großen eiſernen Kaſten befanden ſich goldne und ſilberne Bruſtbilder von den Ahnen aller königlichen und fürſtlichen Häuſer in Menge. Die Frau Poſthalterin, eine reiche Bauerstochter, unterſchied ſich von ihren Mägden bloß durch eine brocadne Mütze und eine ſtolze Mine. Der Schulmeiſter ließ ſein orbiliſches Haar ganz nachläßig auf einen ſchwarzen Rock fallen, wovon die Elle unter Brüdern zwölf Groſchen werth war; durch Verfertigung der Kreuze, zum Gebrauch der Kirchhöfe, ſorgte er für die Unſterblichkeit ſeiner Bauern, die ſeine gereimten Grabſchriften reichlicher bezahlten, als die Mäcenaten des Hofs die Dedicationen der Dichter. Seine geliebte Eheconſortin war die allgemeine Rätherin des Dorfs, und ſo wie die Schuſter gemeiniglich zerrißne Schuhe und die Perückenmacher gerne confiscirte Perücken tragen, ſo war auch die Nähnadel der Frau Schulmeiſterin mehr zum Dienſte der Bauerweiber als zu Regulirung ihres eigenen Staates geſchäftig. Bey dem allen verdiente ſie ſich einen ſchönen Thaler Geld. Der Richter des Dorfs, (vermuthlich ein Verwandter von dem Weiſiſchen Michel aus der comiſchen Oper: die

Jagd,)

Jagd,) der ſeinem Dörfchen gerne Ehre machte, ſuchte dieſes bloß vermittelſt eines ſcharlachenen Bruſtlatzes mit ſilbernen Knöpfen zu bewerkſtelligen. Die übrigen Bauersleute männlichen und weiblichen Geſchlechts giengen ſo ſchlecht einher, daß man ſie vor ſehr arm und lüderlich würde gehalten haben, wenn ſie ſich nicht durch pünktliche Bezahlung ihrer Steuern und Gaben als wohlhabende Landleute und durch freywillige Aufopferung ihrer harten Thaler bey Hochzeiten und Leichenbegängniſſen als erbauliche und mildthätige Chriſten bewieſen hätten. Seit zwanzig Jahren hat ſich unſer Dörfchen ganz umgekehret. Wir ſind ſeit der Zeit viel galanter und viel ärmer geworden. Die Frau Magiſterin hat ſich, das Kopfzeug und die Abſätze mit eingerechnet, wenigſtens um eine Elle verlängert; die Frau Poſthalterin hat ihr Corſet in eine Robberonde und ihre brocadne Mütze in ein hohes Toupee verwandelt. Die ehemalige Rätherin des Dorfs hat ihr Amt niedergeleget, und giebt Viſiten, um eine ſchwarzſeidne Schürze mit einer Falbel ſpazieren zu führen, und es geht keine Bauersfrau an hohen Feſttagen in die Kirche, ohne den vierten Theil ihres jährlichen Einkommens auf dem Kopfe zu tragen. Die Männer ſind ihren

lieben

lieben Weibern, nach einigem Widerſtande in der Galanterie nachgefolget. Die Bauern ſuchen ſich über die Abnahme ihres Vermögens dadurch zu tröſten, daß ſie den Ueberreſt ihres Silbers auf ſeidnen und ſcharlachnen Camiſölen tragen. Der Richter, um ſeiner Autorität nichts zu vergeben, und ſich von dem Bauervolke zu unterſcheiden, hat ſich natürlicher Weiſe einen ungariſchen Pelz zulegen müſſen, der ihm auch um deſto beſſer zu ſtatten kommt, da ihn die ehrgeizige Begierde, eine wichtige Perſon vorzuſtellen und einen ſeinem Stande proportionirten Aufwand zu machen, genöthiget hat, ſein Holz größtentheils abzutreiben. Der Schulmeiſter hat ſein natürliches Haar mit einer anſehnlichen Perücke in der Größe und Figur eines Lammfells verwechſelt, und weil es ſich nicht mehr für ihn ſchicken will, Särge und Kreuze zu verfertigen, ſo wendet er bey müßigen Stunden alle Sorgfalt an, um mit Hülfe des Richters die rebelliſchen Amerikaner zu paaren zu treiben, und dem General Elliot in Gibraltar Proviant zuzuführen. Bey ſo bewandten Umſtänden, da ſich das ganze Dorf verändert hat, iſt der Herr Paſtor auch mit in dieſe Revolution verwickelt worden; Er hat ſich genöthiget geſehen, ſeine wollne Perücke mit einer

härnen

härnen zu vertauſchen, und da er ſie vorher mit der Nähnadel und mit Zwirne accommodiren ließ, muß er nunmehro Puder und Pomade darauf verwenden. Lange hat ſich dieſer brave Mann geſträubet ſeinen Aufwand zu vergrößern, da er ſich aber doch bey ſeinen galanten Kirchkindern nicht gerne lächerlich machen wollte, ſo hat er endlich dem Strohme nachgeben müſſen.

So wäre denn nun alſo, Dank ſey es der Mode, unſer Stelzendorf ein Ausbund aller galanten Dörfer. Der Richter, der vor zwanzig Jahren guten Tag, und guten Abend ſagte, wirft itzt mit gehorſamen Dienern um ſich; die Vornehmen, die ehedem viel Geld und wenig Kleider hatten, haben itzo mehr Kleider und weniger Geld; die Bauern, die ſonſt mit einer Suppe vorlieb nahmen und dabey Capitalien ausliehen, trinken itzt Wein und Kaffee, laſſen ſich Execution auf die Steuern über den Hals kommen, und nehmen ſo lange Gelder auf, biß ihre Güter vollends zur Subhaſtation qualificiret ſind.

V. Der

V.

Der Kober.

Eine Familienanecdote.

Bey einer Erbſchaftstheilung, wobey ich im Jahr 1781. zugegen war, ward unter andern Geräthſchaften auch ein großer Kober gefunden, der ungefähr zwo Ellen hoch, und fünf Viertel breit war. Niemand wußte, wo dieſe geflochtene Möbel hergekommen wäre, und wozu ſie gedienet haben möchte. Meine gereizte Neugierde wünſchte Befriedigung, und es gelang mir endlich, ſolche zu ſtillen. Eine Dame von Stande ſagte mir, die Geſchichte des Kobers iſt ein Familiengeheimniß: wenn Sie es nicht ausplaudern wollen, ſo will ich es Ihnen entdecken. Ich gelobte Stillſchweigen, erfuhr die Geſchichte mit allen Umſtänden, und erhielt ſo gar auf mein Anſuchen die Erlaubniß, unter gewiſſen Einſchränkungen und Bedingungen dieſe eben ſo wahre als intereſſante Familienanecdote durch den

Druck

Druck bekannt zu machen. Hier iſt ſie: Der General P***, der durch ſeine unerſchrockene Tapferkeit ſo wohl, als durch ſeine Unglücksfälle in ganz Europa bekannt wurde, hinterließ eine junge, ſchöne, reiche und äußerſt empfindſame Gemahlinn, die ſich nach ihres Mannes Tode nach *** wandte, mit dem Entſchluſſe, nie wieder zu heirathen. Sie war der Gegenſtand des allgemeinen Bedauerns, und da ſie jung, reich und ſchön war, ſo verwandelte ſich dieß Mitleiden gar bald in Bewundrung und Liebe. Alle junge Herren an dem galanten Hofe König Auguſts II. erkieſeten ſie zu ihrer Herzens-Dame. Sie erhielt Anträge über Anträge, aber ſie lehnte alle Bewerbungen mit kalter Höflichkeit ab, und lebte von der Zeit an, noch eingezogener als vorher. Die gekränkte Eitelkeit der galanten Höflinge ermangelte nicht, ſich durch allerhand Spöttereyen zu rächen. Sie iſt eine zwote Artemiſia, ſagte der eine. Alle Tage verſchluckt ſie eine Priſe von der Aſche ihres Mannes: wenn ſie ihn ganz verzehret haben wird, dann wird Natur und Jugend ihr altes Recht deſto ſiegreicher geltend machen. Ein zweyter behauptete, er könne ſie nie ſehen, ohne an die berühmte Dame von Epheſus zu denken; und ein

dritter hielt es für ausgemacht, ſie ſey eine empfindungsleere, ſchöne Bildſäule, deren Belebung ſelbſt allen Pygmalions unmöglich fallen würde. Indeſſen fand ſich doch dieſer Pygmalion zur Verwunderung des ganzen Hofes in der Perſon eines zwar unbemittelten, aber ſehr rechtſchaffenen und aufgeklärten Landedelmanns. Sie gab ihm vor allen Mitbewerbern den Vorzug, und eilte mit ihm auf ſeinen Ritterſitz, den nämlichen, wo ſich bey der Erbſchaftstheilung der Kober fand. Hier genoſſen ſie einige Jahre die Seligkeit der Liebe. Eraſt, ſo will ich den Cavalier nennen, verdoppelte ſeine ganze Zärtlichkeit, um einige Spuren des Kummers, die er auf dem Geſichte ſeiner Gemahlinn zuweilen zu bemerken glaubte, und den er auf die Rechnung ihrer erlittenen Unglücksfälle ſchrieb, zu vertilgen; und Emilie, dieß war der Name ſeiner Gemahlinn, vergalt ihm dieſe edle Begegnung durch die feurigſte Gegenliebe. Indeſſen nahm das Uebel mehr zu, als ab, und artete nach einigen Jahren in eine Art von Schwermuth aus, wovon ſie häufige Anfälle bekam. Mitten unter den zärtlichſten Liebkoſungen, die ſie gab und erwiederte, wurde ihre Bruſt von Seufzern gehoben und ihr Auge mit Thränen erfüllt. Die alles lindernde Zeit ver-

verſchwendete umſonſt ihren heilenden Balſam; anſtatt die ſchmerzhaften Empfindungen zu ſchwächen, ſchien ſie ſolche vielmehr mit jedem Tage zu verſtärken. Endlich konnte es der zärtliche Eraſt nicht mehr aushalten. Er beſchwor ſeine Emilie, ihrem Kummer Einhalt zu thun, und ihre Seele zu erheitern. Es iſt wahr, ſagte er unter andern, dein erſter Gemahl hat einen qualvollen, grauſamen und unverdienten Tod leiden müſſen. Allein kannſt du ihn durch deine Thränen und durch deinen Gram ins Leben zurück rufen? Soll dein zweyter Mann elend und unglücklich ſeyn, weil dein erſter zum Tode verurtheilet wurde? Oder iſt eine andere Urſache deines Kummers vorhanden? Entdecke mir den Gram, der am Keime deiner Seelenruhe naget, und gönne mir wenigſtens den Troſt, daß ich meine Thränen mit den deinigen vermiſchen und Lindrung in deine gekränkte Seele weinen kann — — „Du ſollſt „alles erfahren, erwiederte Emilie, unter der „Bedingung, wenn du mir verzeihen willſt. „Nur noch acht Tage Geduld. Aber wirſt du „auch großmüthig genug ſeyn, die Folgen einer „beſtraften Neugierde deiner armen Emilie nicht „entgelten zu laſſen?“ Eraſt verſprach alles, und die acht Tage verfloſſen unter mancherley

Gemüthsbewegungen von beyden Seiten. Endlich erſchien der entſcheidende von beyden Theilen mit heißer Sehnſucht erwartete Tag, der das Geheimniß entſchleyern ſollte. Eraſt wünſchte es zu erfahren, und Emilie wünſchte es los zu werden. Indeß ſich Eraſt mit männlichem Muthe wapnete und zur Rolle der Großmuth, die er ſpielen ſollte und wollte, vorbereitete, erſchien Emilie in einem ausgeſuchten reizenden Morgennegligee, mit allen Grazien der weiblichen Jugend geſchmückt, und warf ſich, wie Aurora erröthend, ihrem Gemahl in die Arme. Dieſer Augenblick, ſagte ſie, entſcheidet das Schickſal meines übrigen Lebens. Kannſt du mir bußfertigen Magdalene verzeihen? Kannſt du das? „Ja, ich will es!“ Die Thüre öffnete ſich, und ein unbekannter Mann trat mit dem Kober quaeſtionis in die Stube und ſetzte ihn vor Eraſten nieder. Man hob den Deckel ab: und wie ehemals Pallas dem Haupte des Donnergottes entſprang, ſo hüpfte ein kleiner weiblicher Engel von ſechs Jahren aus dem geflochtenen Futteral, und warf ſich nebſt ſeiner weinenden Mutter dem verſteinerten Edelmanne zu Füſſen. Beſter Mann, rief ſie ſchluchzend — das iſt mein Kind — Beſte Frau, antwortete er tröſtend nach einer

kleinen

kleinen Pauſe — das iſt meine Tochter — Beyder Seelen ſchwammen in einem Meere von ſprachloſen Empfindungen.

Obgleich Kraft etwas außerordentliches erwartet hatte, ſo hatte er ſich doch dieſer Entwickelung nicht verſehen. Daß ſeine Gemahlinn, ſo lange er mit ihr verbunden geweſen, keine Untreue an ihm begangen hatte, davon war er feſt überzeuget, und daß ihre reine und tugendhafte Seele über alles, was Laſter und Niederträchtigkeit genannt werden kann, weit erhaben, davon hatte er unzählige Beweiſe. Indeſſen konnte er ſich doch in das kleine Mädchen nicht finden. In der Vorausſetzung, daß ſeine Emilie auf allen Fall mehr unglücklich als ſtrafbar ſeyn würde, ſah er dem Aufſchluß dieſes Räthſels mit heißer Sehnſucht entgegen, feſt entſchloſſen, ihr zu verzeihen, auch wenn ſie ſtrafbar wäre. Ueberdieß band ihn auch ſein gegebenes Wort. Emilie ihrer Seits hieng an dem Halſe ihres Mannes, und die kleine Julie umklammerte ſeine Knie, und haſchte nach ſeiner Hand, die er um Emilien geſchlagen hatte, um ſie zu küſſen. Kraft liebkoſete die Tochter, und tröſtete die Mutter —

Die zitternde, die reuerfüllte Thräne,
Küßt' er Emilien großmüthig vom Geſicht —
Sie weinten laut — doch dieſe Götterſcene
Malt ſtark genug ſelbſt Vefers Pinſel nicht —

Nachdem ſich die Heftigkeit der erſten Empfindungen ein wenig gelagert hatte, erzählte die ſchöne Sünderinn die Geſchichte ihres Falls folgendergeſtalt:

Nach meines Mannes Tode begab ich mich zu meiner Anverwandtinn nach ***, mit dem feſten Entſchluß, nie wieder zu heirathen. Da meine Muhme mit der großen Welt in Verbindung lebte, konnte ich den Umgang mit den Herren des Hofes nicht ganz vermeiden. Man gab ſich alle erſinnliche Mühe und verſchwendete alle Künſte der Galanterie, um mein Herz zu rühren und meinen Entſchluß wankend zu machen; aber vergeblich. Ich vermied die Geſellſchaft ſo viel als möglich, und verſtattete bloß einem armen, aber ſehr liebenswürdigen Cavalier, der unter meines Mannes Commando als Hauptmann gedienet hatte, den Zutritt. Er ward bald der Freund meines Herzens, und erwarb ſich mein ganzes Vertrauen. Er war von meinem Unglück auf das zärtlichſte durchdrungen. Er ſprach, las und

weinte

weinte mit mir. Nie höhnte er meines Jammers durch ungeſtümen Troſt: und wenn er ja etwas zu meiner Beruhigung ſagte, ſo ließ er mich erſt ausweinen, und dann führte er mir alles das zu Gemüthe, was ihm Vernunft, Religion und die wärmſte Freundſchaft eingab. Dadurch gelang es ihm, meinen Kummer nach und nach zu zerſtreuen, und meinem Gemüthe die vorige Heiterkeit wieder zu geben. Allein in dem Grade, da meine Gemüthsruhe zunahm, ſchien die ſeinige abzunehmen. Ich drang mit freundſchaftlichem Ungeſtüm in ihn, mir ſein Anliegen zu entdecken. Aber er ſchwieg. Ich hatte ſein Geheimniß bald errathen. Und daß ichs kurz mache, das Mitleiden führte uns zur Freundſchaft, und die Freundſchaft zur Liebe. Wir ſchwuren uns eine ewige Treue. Unſre Vermählung ſollte auf einem Güthchen, welches ich für 12000. Rthlr. gekauft hatte, ganz in der Stille vollzogen werden. Auf Flügeln der Liebe eilten wir drey Wochen vor Oſtern bey Annäherung des Frühlings aufs Land, um uns der ganzen Wonne einer ungeſtöhrten Zärtlichkeit zu überlaſſen, zugleich auch einige Anſtalten zu einem ländlichen Feſte zu treffen, welches wir etliche Tage nach unſrer, auf den dritten Oſterfeyertag feſtgeſetzten

Vermählung unſern Nachbarn geben, und dadurch zugleich mit der Bekanntmachung unſrer Verbindung die ganze Gegend überraſchen wollten. Bißher war ſie noch für alle Menſchen, meine Muhme ausgenommen, ein undurchdringliches Geheimniß. Die Annäherung des Hochzeittages ſchien eine allzuſtrenge Beobachtung des Wohlſtandes nicht mehr nöthig zu machen; das Bewußtſeyn unſerer bisher bewieſenen Tugend ſchläferte unſere Klugheit ein; die Gelegenheit uns faſt zu allen Stunden des Tages ohne Zeugen zu ſehen, reizte unſere Leidenſchaften, die Küſſe, die Umarmungen, denen wir uns ohne Rückhalt und ohne Gefahr zu beſorgen, überlieſſen — kurz, die Einſamkeit — der Frühling und die Liebe verleiteten uns zu einer Schwachheit, wovon dieſes arme vaterloſe Julchen die Frucht, und eine an der Zufriedenheit meines Herzens nagende Natter des Grams und der Reue mein immerwährendes tägliches Antheil geworden iſt. Mein Bräutigam ſtarb drey Tage nach dieſem für meine Tugend und Gemüthsruhe ſo nachtheiligem Vorgange an den Folgen eines Blutſturzes in meinen Armen — — Hier mußte die arme Emilie inne halten, um ſich zu erholen. Da meine vorhabende Vermählung,

fuhr

fuhr ſie fort, ganz unbekannt war, ſo machte dieſer Todesfall weiter kein groſſes Aufſehen. Meine Muhme gab ihn für einen Anverwandten von ſich aus, und wir reiſten wieder in die Stadt. Sie ſtand mir bey meiner Entbindung bey, beſorgte für Julchen eine Amme, und brachte ſie auf das Guth, wo ſie ihre Exiſtenz erhalten hatte, und deſſen Ertrag ich ſo gleich zu ihrer Erziehung beſtimmte. Wie freudenleer! wie traurig waren die Tage, die auf dieſe Begebenheit folgten! Nichts ſchmerzte mich mehr, als daß ich mich der unglücklichen Frucht der zärtlichſten, bald hätte ich geſagt, unſchuldigſten Liebe, nicht öffentlich annehmen und für ihre Erziehung ſorgen durfte! In dieſer Verlegenheit entſchloß ich mich, zum drittenmale zu heirathen, im Fall ich einen Mann finden könnte, von deſſen Rechtſchaffenheit und Groſſmuth ich nicht nur Verzeihung meines Fehltritts, ſondern von deſſen Menſchenliebe ich auch erwarten könnte, daß er Julchen in ſein Haus nehmen und die Stelle eines Vaters bey ihr vertreten würde. Ich glaubte den Mann, den ich ſuchte, in deiner Perſon zu finden, und ich kam dir, als du mich deiner Aufmerkſamkeit würdigteſt, mit meinem Herzen entgegen. Gleich im Anfange unſerer Bekannt-

ſchaft wollte ich dir meine wahre Lage entdecken, aber ſchüchterne Scham hielt mich zurück. In den erſten Monaten unſers Eheſtandes hielt ich es nicht für rathſam, deine feurige Liebe durch dieß Geſtändniß vielleicht zu erſticken, und dann entfiel dir einſt, vielleicht ganz von ungefähr, ein Ausdruck, woraus ich ſchloß, daß mich die Entdeckung meines Geheimniſſes auf immer um deine Hochachtung und Liebe bringen könne. Mein Herz iſt ſeit dieſer Zeit durch die heftigſten Stürme und Kämpfe zerriſſen worden, und ich mußte entweder in meinem Kummer vergehen oder mich meines Geheimniſſes entladen. Du weißt nun alles, beſter Mann; ich überlaſſe mich ganz deiner Großmuth, und erwarte Tod oder Leben von deinem Ausſpruche? Darf ich hoffen? Mit der innigſten Zärtlichkeit drückte Eraſt ſeine gebeugte Gattinn an ſeine Bruſt. Gott ſey Dank! ſagte er, meine Emilie iſt nicht ſo ſtrafbar, als mich die Zurüſtungen, die du zu Entdeckung deines Geheimniſſes machteſt, befürchten lieſſen. Tauſende deines Geſchlechts konnten unter deinen Umſtänden deine Schwachheiten begehen, aber zehen tauſend hätten ſie vielleicht nicht auf eine ſo edle Art vergütet. Biſt du nicht mehr unglücklich als ſtrafbar? War nicht dein ganzes Leben, ſo

lange

lange ich das Glück deiner Liebe beſitze, eine immerwährende Bemühung mir zu gefallen? Iſt nicht dein freywilliges Geſtändniß der beſte Bürge deiner Treue, und der ſicherſte Beweiß, daß du ein wahres Mutterherz beſitzeſt? Nur eine große Seele, der deinigen gleich, kann ſich aus Liebe zu ihrem Kinde über die, allen weiblichen Seelen in dieſem Punkte eigene Delikateſſe hinwegſetzen; ſollteſt du wohl eine ſchlimme Frau ſeyn können, da du eine ſo gute Mutter biſt? Ich brauche dir nicht zu vergeben, denn du haſt mich nicht beleidiget; nein, du haſt dir durch deine vertrauliche Offenherzigkeit neue Anſprüche auf meine Hochachtung und Liebe erworben. Verbanne allen Kummer aus deiner Seele, und laß uns von nun an die Seligkeit einer reinen und tugendhaften Liebe in ihrem ganzen Umfange genießen. Endlich haben wir das einzige Glück gefunden, das uns zu unſerer Liebe noch fehlte — **wir haben ein Kind.** Julchen wurde bald der Liebling ihres Stiefvaters, der ſie ganz nach ſeiner Hand zog, und ſie konnte in keine beſſere Hände kommen. Emilie vergalt die zärtliche Großmuth ihres Mannes durch die ſichtbarſte Bemühung, allen ſeinen Wünſchen zuvor zu kommen, und ſo floſſen die Tage dieſes

edlen

edlen Paares in ſüßer Eintracht dahin. In ihrem achtzehenden Jahre wurde Julchen an den Rittmeiſter von ** vermählt, der Kober aber blieb zum ewigen Andenken auf dem Ritterguthe *** zurücke.

Daß dieſe Geſchichte in zufälligen Nebenumſtänden verändert worden iſt, und daß die dabey intereſſirten Perſonen nicht gerade die Ausdrücke gebrauchet haben, die ich ihnen in den Mund lege, wird jeder Leſer von ſelbſt vermuthen. So viel aber kann ich verſichern, daß dieſe Familienanecdote **Wahrheit** zum Grunde habe, und daß kein weſentlicher **Umſtand** ausgelaſſen, hinzugeſetzet oder verändert worden ſey.

VI.

Man muß von einem nicht auf viele, und von vielen nicht auf alle ſchlüßen.

oder:

Der Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf Eſchthal.

Der Herr von N*** iſt als ein ſehr reicher und wackerer Edelmann, als ein Verehrer der Tugend und als ein Freund der Wiſſenſchaften und der Menſchen überall bekannt. In ſeiner Jugend erhielt er eine Erziehung, die man einem jeden Cavalier wünſchen möchte. Sein Verſtand wurde mit den beſten Kenntniſſen bereichert, und ſein Herz zu allem was groß, edel und rechtſchaffen iſt gebildet. Unter der Anführung eines eben ſo geſchickten, als edelmüthigen Hofmeiſters, ward er zum verſtändigen Jünglinge, in einem Alter, worinnen andere noch muth-

muthwillige Knabenſtreiche ſpielen. Er war von Natur geſetzt, ernſthaft und kaltblütig. Eigenſchaften, die ihm die ſchöne Welt zum unverzeihlichen Fehler anrechnete, die aber ſeinen Hang zum Studiren und Nachdenken vortrefflich unterſtützten, indem ſie ihm alle Luſt zu den unbeſonnenen Ausſchweifungen der Jugend benahmen. Nach glücklich vollendeten academiſchen Studien ſchickte ihn ſein Vater in Geſellſchaft eines Hofmeiſters und eines einzigen Bedienten, den wir Jacob nennen wollen, auf Reiſen. Hier that er alles dasjenige, was die meiſten jungen Edelleute in fremden Ländern nicht thun. Er bereicherte ſeinen Verſtand mit den gemeinnützigſten Kenntniſſen, er bildete ſeinen Geſchmäck, er beſuchte die Bibliotheken, er machte Bekanntſchaft mit den berühmteſten Gelehrten, er ſtellte Beobachtungen über die Regierungsform, die Sitten, die Stärke und Schwäche, die Tugenden und Laſter der Völker an, die er kennen lernte. Da er ſich vorher mit den Geſetzen, Gebräuchen, Sitten, Manufacturen und Producten ſeines Vaterlandes genau bekannt gemacht, und von allem, was London, Paris, Rom und Venedig ſehenswürdiges und bemerkungswerthes in ſich faſſet, ſorgfältig unterrichtet hatte, ſo verfiel er

nicht

nicht in den Fehler vieler Deutſchen, die die Helfte ihres Vermögens verſchwenden, um zu London und Paris ein Ding mit weit aufgeſpertem Munde anzugaffen, welches ſie zu Hauſe umſonſt und eben ſo gut hätten ſehen können. Das Studium des menſchlichen Herzens war überall eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen.

Er fand, daß die guten Menſchen eine unſichtbare Kirche ausmachen, die unter allen Nationen des Erdbodens, ihre Regierungsform, ihr Gottesdienſt, und ihre Kleidung mag auch noch ſo ſehr von einander abweichen, vertheilet iſt, die aber nur aus ſehr wenig Gliedern beſtehet; er fand aber auch, daß die Verſtellung und Heucheley überall ihren Tempel, ihren Altar und ihre Prieſter habe.

Dieſe Beobachtung vermehrte ſeinen Hang zur Zurückhaltung und zum Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der menſchlichen Tugend, worinne er unſtreitig zu weit gieng. Beſonders machte ihn die Erfahrung von der Coketterie der Pariſerinnen, von der Rachgierde der italiäniſchen und von den geheimen Intriquen der ſpaniſchen Damen ſehr aufmerkſam auf das weibliche Geſchlecht, und die Chronique ſcandaleuſe, welche

che alle geheime und öffentliche, wahre und erdichtete Liebeshändel vornehmer und geringer Perſonen zum Zeitvertreibe der Toiletten und zum Geſpräch der Coffeetiſche bekannt machet, veranlaßte ihn zu Schlüſſen, die, im Ganzen genommen, ungerecht und übertrieben waren. Die nächſte Folge davon war, daß er ſich vornahm, entweder gar nicht zu heyrathen oder doch dabey mit der äußerſten Vorſichtigkeit zu Werke zu gehen.

Der Herr von N. kam zur unbeſchreiblichen Freude ſeines alten Vaters und zur Bewunderung aller ſeiner Bekannten ohne phantaſtiſche Manieren, ohne Schulden und ohne ſeine Geſundheit unterminiret zu haben, in ſein Vaterland zurück. Eine anſehnliche Bedienung, die ihm der Landesherr aus freyer Bewegung antrug, war die Belohnung ſeiner Verdienſte. Er ließ keinen Theil ſeines Amtes unerfüllet. Er erwarb ſich das Zutrauen ſeines Fürſten, die Liebe ſeiner Vorgeſetzten, die Freundſchaft ſeiner Collegen, die Ehrfurcht ſeiner Untergebenen und den Beyfall aller Rechtſchaffnen. Da er vermöge ſeines Amtes mit Leuten aus allerley Ständen zu thun hatte, ſo lernte er die Ungerechtigkeiten,

Bedru-

Bedrückungen und falſchen Tugenden der Menſchen immer genauer kennen. So oft er den in Freundſchaft, Wohlwollen, Großmuth und Gerechtigkeit verkleideten Eigennutz entdeckte, ſo ſeufzte ſeine rechtſchaffne Seele, daß die Treue, Menſchenliebe und Redlichkeit von der Erde geflohen wäre. Der Herr von N*** ward von Tage zu Tage mißtrauiſcher, und nicht ſelten gelang es der Bosheit ihn gegen diejenigen einzunehmen, die im Grunde ſeine Hochachtung verdienten. Bey aller ſeiner Rechtſchaffenheit war er doch zuweilen voreilig und ungerecht in ſeinen Muthmaſſungen, und oft war die geringſte Kleinigkeit hinlänglich, ihn in einem einmal gefaßten Verdachte zu beſtärken. Dieſe unglückliche Gemüthsart war die Quelle vieler Wiederwärtigkeiten. Sie gab ihm eine verdrüßliche Laune, machte ihn zurückhaltend und ungeſellig, und machte ihm den Umgang mit den Menſchen, wozu ihn ſein Amt verpflichtete, zur Laſt. In einem Alter, wo uns die Phantaſie, wie Wieland ſaget, alle Gegenſtände in einem roſenfarbnen Lichte vorſtellet, und wo man mit der Welt am zufriedenſten zu ſeyn pfleget, war er ihrer bereits überdrüßig, und ſehnte ſich nach der Einſamkeit und Ruhe. Blos der Gedanke, du biſt den

Gebrauch deiner Kräfte und erlangten Kenntniſſe dem Dienſte deines Herrn und dem Wohl des gemeinen Weſens ſchuldig, erhielt ihn in ſeinem Poſten. Der Tod ſeines Fürſten, und die dadurch verurſachte Veränderung im Miniſterio gab ihm diejenige Freyheit wieder, die er bisher ſeiner Pflicht nicht ganz ohne einen geheimen Widerwillen aufgeopfert hatte. Der neue Miniſter hatte von je her mit dem bereits verſtorbenen Vater des Herrn von N*** in großen Mißhelligkeiten gelebet. Die Folgen dieſer Feindſchaft erſtreckten ſich bis auf den Sohn, ob er gleich den neuen Miniſter nie beleidiget hatte. Das Vermögen ſeinen Feinden, oder die man dafür hält, zu ſchaden, iſt nur ſelten von dem Verlangen, es zu bewerkſtelligen, getrennet. Nur vorzüglich großmüthige und ſtarke Seelen haben Muth genug ſich die Süßigkeiten der Rache zu verſagen, um ein weit edleres Vergnügen, das Bewußtſeyn eines über die Leidenſchaft erhaltenen glorreichen Sieges, zu empfinden. Der neue Miniſter war keine von dieſen ſchönen Seelen. Er drückte den würdigen Sohn eines rechtſchaffenen Mannes, dem er nie wohlgewollt hatte, auf alle nur erſinnliche Weiſe. Er verwickelte ihn, unter dem Vorwande ihm Gelegen-

heit

heit zu geben ſich hervorzuthun, in allerhand kitzliche Geſchäfte. Der Herr von N*** mochte ſich dabey noch ſo klüglich verhalten, ſo konnte er doch dem Tadel nicht entgehen. Er wurde verſchiedenemal mit Vorwürfen überhäufet, wo er Lob und Belohnung verdienet hatte. Seine Verdienſte um den Staat berechtigten ihn, ſich um eine höhere und einträglichere Bedienung zu bewerben. Er that es mit aller geziemenden Ehrfurcht: allein er ward nicht nur auf eine beleidigende Art abgewieſen, ſondern es wurde ihm auch ein Taugenichts ohne Genie, ohne Erfahrung, ohne Kenntniß, ohne Rechtſchaffenheit, vorgezogen, blos weil dieſer unbärtige Jüngling, der ſein ganzes Vermögen verſchwendet und eben ſo viel fremdes Geld liederlich durchgebracht hatte, ein Anverwandter des neuen Miniſters war. Der Herr von N*** ſah dieſe Beleidigung als eine Aufforderung an, ſeine Bedienung niederzulegen. Er erhielt ſeinen Abſchied, und eilte auf ſein Landguth mit der Empfindung eines Gefangenen, dem man ſo eben ſeinen Kerker aufgeſchloſſen hat. Man kann leicht glauben, daß alle dieſe Begebenheiten das Mistrauen des Herrn von N*** gegen die Menſchen mehr vermehrten als verminderten. Es fehlte ihm nur ſehr we-

nig zum völligen Timon, als er auf seinem Guthe ankam. Bisher, sagte er zu sich selbst, bin ich mit lauter Masquen umgegangen. Die Welt, die ich verlassen habe, ist nichts als ein großer Redoutensaal, wo jeder etwas anders ist, als er zu seyn scheinet. Vielleicht habe ich das Glücke auf dem Lande Menschen anzutreffen, so wie sie aus den Händen der zwar rohen aber unverfälschten Natur kommen. Mit dieser Hoffnung verglich er die ländlichen Dichter, die uns die Treue, Einfalt und Rechtschaffenheit der Landleute so reizend abschildern, und er sah es als ausgemacht an, daß die Tugenden und reinen Sitten, wenn sie ja noch auf Erden zu finden wären, nicht in den Palläſten der Großen, sondern blos unter dem niedern Strohdach gesuchet werden müßten. Ein notorisch falscher Schluß, den man aber einem Manne, der vom Hofe kam, zu gute halten mußte.

Es war einer von den schönsten Sommerabenden, dessen stille Pracht selbst ein malerischer Thomson nur unvollkommen geschildert haben würde, an welchem unser N** auf seinem Guthe eintraf. Ich hätte hier die schönste Gelegenheit von der Welt die reizende Lage dieses Dorfes,

die

die prächtige Bauart des Schloſſes, die Schönheit der Gärten, die Majeſtät unabſehlicher Alleen, das arcadiſche der wilden Promenaden, die mannigfaltige Abwechslung von Wieſen, Teichen, Hügeln und Luſtwäldern, und den ganzen Reiz eines ſchönen ländlichen Sommerabendes abzuſchildern. Und wer wollte mir es wehren, wenn ich ein paar Dutzend engliſche und franzöſiſche Romane plünderte, um den künftigen Aufenthalt des Herrn von N** in ein Paradies zu verwandeln. Doch ich begnüge mich für diesmal bloß zu bemerken, daß das Schloß des Herrn von N** an dem Ufer eines fiſchreichen Fluſſes lag, der ſich durch die ſchönſten und fruchtbarſten Auen hindurch krümmte, und jenſeits von einem hohen Weingebürge in ſeinem Laufe begleitet ward; ein Amphitheater von ſanft emporſteigenden Hügeln, deſſen höchſter Gipfel von einem majeſtätiſchen Eichenwalde beſchattet wurde, umſchloß es auf der andern Seite, und gab der ganzen Gegend ein feyerliches Anſehen. Die untergehende Sonne vergüldete eben die ganze Gegend und blitzte auf den Teichen und Fenſterſcheiben der kleinen Dörfer, die aus dieſer Kette von Hügeln hier und da hervorblickten, als unſer zukünftiger Einſiedler auf der andern Seite des

Berges in einer offnen Chaise herabfuhr. Ich würde etwas ganz vergebliches unternehmen, wenn ich die verschiedenen Gemüthsbewegungen, die der Anblick der schönen ländlichen Natur bey unserm N** hervorbrachte, beschreiben wollte. Alles, was ich davon sagen kann, ist dieses, daß er ein gewisses Gemisch von Freude und Wehmuth, ein gewisses schmerzhaftes Entzücken empfand, welches vielleicht alle meine Leser und Leserinnen wenigstens einmal in ihrem Leben empfunden haben. In einer Art von Enthusiasmus, der ihm bey der Situation seiner Umstände sehr natürlich war, rief er aus:

O! Wald, o Schatten grüner Gänge!
Geliebte Flur voll Frühlingspracht!
Mich hat vom städtischen Gedränge
Mein gutes Glück zu euch gebracht!
Es krieche, wer nach Ehre flieget,
Ich werde nie ein großer Mann,
Weil ich mich knechtisch nicht geschmieget.
Es mögen andre höher trachten;
Sie mögen, hungrig nach Gewinn,
Im Joche der Geschäfte schmachten,
Da ich der Knechtschaft müde bin!
Sie drängen sich durch List und Gaben

An ihre Ruderbänke hin,
Dieweil ſie Sclavenſeelen haben.

Nein hier in dieſen ruhigen Gründen, an dem beſchilften Ufer dieſes ſanft rieſelnden Baches, will ich als ein freyer Mann leben, die Wunder der Natur betrachten, mich mit den Lehrern des menſchlichen Geſchlechtes, mit meinen Büchern unterhalten, den Umgang mit der großen Welt meiden, und blos für mich und für meine Unterthanen leben. Als er an dem Ufer des kleinen Stromes, den ich eben erwähnt habe, dahin fuhr, konnte er ſich nicht enthalten auszuruffen:

O! möchte zwiſchen Wald und Sträuchen
Mein Leben ſtill vorüberſchleichen,
Wie dieſer Bach geruhig fleußt.

Unter dieſen und ähnlichen Gedanken näherte er ſich ſeinem zukünftigen Aufenthalte. Der Pfarrer des Orts empfing ihn nebſt den Vornehmſten des Dorfes an dem Eingange der Allee mit einer gewiſſen treuherzigen Art, die den Herrn N** ſehr zu ſeinem Vortheil einnahm. Er ſtieg aus und gieng mit einer großen Menge ſeiner Unterthanen, die ſich mit jedem Schritt ver-

mehrte, umringt, auf das Schloß, wo Jacob, den er zum Range eines Schloßverwalters erhoben hatte, beschäftiget war, eine anständige Abendmahlzeit zu veranstalten. Wie viel die Unterthanen des Guthes Eschthal (denn so hieß der Rittersitz des Herrn von N**) bey dieser Gelegenheit Tonnen Bier getrunken, wie lange der Ball der jungen Dorfleute auf dem Schloßhofe gewähret habe, und andre dergleichen wichtige Dinge mehr, wollen wir der Chronik des Dorfes überlassen, und unterdessen nur anmerken, daß der Herr von N** seinen Pfarrer, der von gutem Herzen aber von einem sehr eingeschränkten Verstande war, bey sich behielt, und ihm durch sein verbindliches Betragen das größte Zutrauen zu sich einflößte. Der alte Pastor Garrulius fand den Wein seines gnädigen Herrn sehr wohlschmeckend und schwatzte tausend Dinge unter einander. Er konnte gar nicht begreifen, wie sein Herr Collator bey so jungen Jahren auf den Einfall hätte kommen können, den Hof zu verlassen, und den Annehmlichkeiten des Stadtlebens zu entsagen, um sich auf seinem Dorfe lebendig zu vergraben. Auf die Versicherung des Herrn von N** daß Treue, Redlichkeit, Ehrliebe, Großmuth, Menschenliebe und Uneigennutz

die

die Städte verlaſſen habe und vielleicht nur noch in Bauerhütten anzutreffen ſey, verſetzte der Alte ganz treuherzig: Lieber, beſter, gnädiger Herr, da irren Sie ſich gar gewaltig. Die Menſchen ſind überall Menſchen, mit denen man Geduld haben muß. So klein auch unſer Dörfchen iſt in Vergleichung mit der Stadt, aus der Sie kommen, ſo giebt es doch hier genug Mädchen, die neun Monate zu ſpät Hochzeit machen, genug Weiber, die ihre Männer betrügen, genug Tagediebe, die lieber ſtehlen als arbeiten, genug ſchlechte Wirthe, die mehr ausgeben als einnehmen, mehr borgen als ſie bezahlen können, genug Heuchler, die überlaut beten und ſingen und den Schalk im Herzen haben, genug Großthuer, die ſich über den Vorrang bey Hochzeiten und Kindtaufen balgen, genug Narren, die Haus und Hof verproceſſiren. Es giebt hier zu Lande zwar auch mit unter gute, ehrliche, ſtille und chriſtliche Leute, aber in geringer Anzahl. Das Häuflein der Auserwählten iſt klein, wie Sie wohl wiſſen werden, gnädiger Herr. Als ich neulich in der Stadt war, ſah ich einen vornehmen Herrn aus ſeinem vergoldeten Wagen ſteigen, um einen eisgrauen Mann, den ein Huſar zu Boden geritten hatte, aufzuheben, zu tröſten

und durch ſeine Leute in einen Gaſthof tragen zu laſſen, und ihm auf Zeitlebens eine Verſorgung zu ſchaffen. Wie gefällt Ihnen dieſe Handlung eines Mannes, an deſſen Bruſt ein mächtig groſſer Stern blitzte? Ich bin kein Lügner, gnädiger Herr, aber ich kann Sie auf mein Gewiſſen und ſub fide paſtorali verſichern, daß ich in meinem ganzen Kirchſpiele nur einen einzigen Mann kenne, dem ich ſo viel Menſchenliebe zutraue. Hieraus mache ich denn den Schluß, daß es unter den vornehmen Leuten eben ſo wohl gute und rechtſchaffne Seelen geben mag als bey dem gemeinen Manne. Die Rede des alten treuherzigen Paſtoris gefiel dem Herrn von N** außerordentlich, und er faßte eine wahre Hochachtung gegen ihn, ob er gleich aus einigen abergläubiſchen Hiſtörchen, die er in der Folge vorbrachte, wohl merkte, daß die Philoſophie ſein Fehler nicht wäre. Die erſten Tage ſeines Aufenthalts auf dem Lande brachte der Herr von N** damit zu, daß er ſich einen Plan entwarf, wornach er ſeine neue Lebensart einrichten wollte. Durch ſeinen Aufenthalt am Hofe waren verſchiedene Lücken in ſeinem philoſophiſchen Lehrgebäude und durch ſeine Reiſen verſchiedene Riſſe in ſeinem Wohnhauſe entſtanden. Beyde hatten

eine

eine Ausbeſſerung nöthig. Zu der erſtern Reparatur fehlte es ihm weder an Zeit, noch an Genie, noch an Weltkenntniß, noch auch an einem hinlänglichen Vorrathe der beſten Bücher; denn er beſaß nicht nur eine ausgeſuchte, ſondern auch eine ſehr vollſtändige Bibliothek, und zu der zweyten Ausbeſſerung war ſein Vermögen nicht nur hinlänglich, ſondern er hatte es auch dergeſtalt geſchonet, daß er ohne ſich zu Grunde zu richten ein ganz neues Schloß hätte aufführen können. Mit ſo weſentlichen Hülfsmitteln zur Glückſeligkeit kam unſer N** auf das Land. Er fand ein ſchönes, großes und prächtig ausmeublirtes Haus, welches blos aus Mangel eines Bewohners hier und da wandelbar geworden war; er beſaß wie Salomo Gärten und Weinberge, auch Sänger und Sängerinnen, welche ſich an dem Ufer eines klaren Forellenbaches freywillig niedergelaſſen hatten; er brachte eine vollkommne Gleichgültigkeit gegen das Geräuſch der Städte und einen aufrichtigen Haß gegen die Treuloſigkeiten und gekünſtelten Manieren der Weltleute mit ſich in ſeine Einſiedeley; ſeine Teiche und Bäche waren voll Fiſche, ſein Stall voll Pferde und ſein Revier voll Wildpret: Sein Büchersaal both ihm die beſten Werke aus allen Fächern der

Wiſſen-

Wiſſenſchaften, und die ausgeſuchteſte Unterhaltung der größten Männer alter und neuer Zeit im Ueberfluſſe dar; dabey hatte er ſich durch Geſchäfte, Reiſen und durch den Umgang mit Menſchen von allerley Stande und Lebensart diejenige practiſche Kenntniß erworben, ohne welche man die deutlichſten Bücher nur halb verſtehet, und endlich beſaß er diejenigen Vortheile, ohne welche alle Herrlichkeit der Erde Elend und Jammer iſt — er war jung und geſund.

II.

Mit dieſer Geſinnung machte der Herr von N** Anſtalt zu einem recht ruhigen und vergnügten Landleben. Da er wußte, daß die Langeweile der Tod des Vergnügens iſt, ſo war er ernſtlich darauf bedacht, dieſe Feindin der Glückſeligkeit von ſich zu entfernen. Die Marquiſe von Pompadour konnte nicht ſorgfältiger darauf denken, dieſe jähnende Geſellſchafterin der Großen aus dem Louvre und aus der Geſellſchaft Ludewigs des Vielgeliebten zu verbannen, als unſer Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Eſchthal bemühet war, ihr den Zutritt zu ſeinem Hauſe zu verſagen. Er machte ſich daher immer etwas zu thun. Der Morgen war dem Nachdenken

denken und der Lectüre geheiliget. Wie viel er Bücher in einem Tage und ob er ſie mit dem ſcharfen Beobachtungsgeiſt eines Asmus durchgeleſen, was er dabey gedacht, und nicht gedacht, wie ſchön dieſe Bücher eingebunden geweſen, was für Critiken er darüber angeſtellet, ob er ſich blos mit franzöſiſchen und engliſchen, oder auch zuweilen mit deutſchen Schriften beſchäftiget habe? Dieſe und ähnliche Fragen wollen wir ſeinem Tagebuche zu beantworten überlaſſen, welches uns durch einen Zufall in die Hände gefallen iſt, und welches wir vielleicht mit der Zeit bekannt machen dürften. Itzt wollen wir blos anmerken, daß unſer Einſiedler blos für die Aufklärung ſeines Verſtandes und für die Beſſerung ſeines Herzens, nicht aber für die Eitelkeit oder blos zum Zeitvertreibe las. Mit der Lectüre verband er das practiſche Studium der Phyſik und Oekonomie. Er machte Experimente von allen Arten. Er ſammlete ſich ein kleines Naturalienkabinet. Er jagte wechſelsweiſe Haſen und Schmetterlinge. Er legte eine Maulbeerplantage an. Er riß nieder und bauete wieder auf. Er machte dürre und verbrannte Haiden urbar, er trocknete Sümpfe und Moräſte aus. Er ſäete ſchwarzes und lebendiges Holz. Er zog ſich eine Baumſchule.

Er

Er verbeſſerte ſeine Schaafzucht. Er ſchlemmete ſeine Teiche, und überzog bodenloſe Felder mit gutem und tragbaren Erdreiche. Er recrutirte ſeine Baumgärten, und pflanzte Obſtalleen, wo ſie ſich nur anbringen ließen. Er ahmte dasjenige mit Verſtand und Klugheit auf ſeinem Guthe nach, was er zur Verbeſſerung der Oekonomie in Frankreich, Engelland und in der Schweiz bemerket hatte, und quod probe notandum! er machte ſeine Verſuche erſt im Kleinen, ehe er ins Große gieng. Er ward der Rathgeber, Freund und Unterſtützer ſeiner Unterthanen. Er beſuchte ſie in ihren Häuſern. Er umgieng ihre Felder. Er theilte ihnen ſeine Einſichten mit, und ließ ſich von alten erfahrnen Hauswirthen belehren. Mit dieſen Beſchäftigungen verband er das Vergnügen zu bauen, die Annehmlichkeiten der Jagd und die Correſpondenz mit ſich ſelbſt. Denn ſein Tagebuch, worein er die Geſchichte ſeines Landlebens und den Erfolg ſeiner ökonomiſchen Verbeſſerungen verzeichnete, war nichts anders als eine Art von Briefwechſel mit ſich ſelbſt.

Alle Abende ließ er ſeinen Verwalter kommen, welcher ihm von der Arbeit des Tages Rechenſchaft ablegte, und mit dem er die Arbeit des

künftigen

künftigen Tages verabredete. Den Reſt des Abends brachte er vor dem Flügel, am Schreibtiſche, oder in Geſellſchaft des ehrlichen Garrulius zu, der ihn durch ſeine launichten Einfälle beluſtigte, oft auch mit der treuherzigſten Art von der Welt ſeinem gnädigen Gönner gute Wahrheiten ſagte. Auf dieſe Art verfloß eine gute Zeit. Ich gebe es zu, daß die Beſchreibung von der Art, wie der Herr von N** ſeine Zeit auf dem Lande zubrachte, kürzer und bündiger hätte ausfallen können. Aber einmal ſtehts da; und überdieß haben ja auch meine Leſer die Erzählung davon bereits überſtanden. Eins hätte ich bald vergeſſen. Meine Leſer werden neugierig ſeyn zu wiſſen, ob der Herr von N** nicht auch ein Herz gehabt, und ob dieſes Herz nicht bey der ermüdenden Einförmigkeit ſeiner Lebensart ein gewiſſes Leere empfunden habe? Um die Pflichten der Biographie nicht ganz und gar aus den Augen zu ſetzen, muß ich anmerken, daß unſer Eremit von den Schwachheiten der Liebe bisher wenig oder gar nichts empfunden hatte. Er war, wie ich bereits erinnert habe, von Natur ernſthaft, kalt, zurückhaltend und mißtrauiſch. In ſeiner Jugend ſtand er unter der Aufſicht eines klugen und wachſamen Hofmeiſters. Man

ließ

ließ ihn keines von den ſchlüpfrigen und maleriſchen Büchern leſen, die itzt die Lieblingslectüre junger Leute ausmachen, und die fähig wären, auch die Imagination eines Cato zu erhitzen. Die Geſellſchaft, die man ihm verſchafte, war die ausgeſuchteſte, die ſich denken ließ. Man verwahrte ihn ſorgfältig für dem Müßiggang. Alle Stunden ſeines Tages wären mit nützlichen Arbeiten beſetzet, und ſelbſt ſeine Erhohlungen und Ergötzlichkeiten, die man ihm erlaubte, dienten entweder zur Bildung eines guten Geſchmacks, oder zur Beveſtigung ſeiner Geſundheit. In dem Alter der Leidenſchaft war ſein Hang zum Studiren und Nachdenken ſchon entſchieden. Glücklicher weiſe für ihn waren die Damen, mit denen er Umgang pflog, nicht ſo beſchaffen, daß ſie ſeiner Freyheit hätten gefährlich werden, oder ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften ſonderlich Eintrag thun können. Ich würde zwar eine grobe und höchſtunwahrſcheinliche Lüge niederſchreiben, wenn ich ihn in ein Stück Holz verwandeln und ihm alle Anlage zur Zärtlichkeit abſprechen wollte. Aber das Ideal, welches er ſich von ſeiner zukünftigen Geliebte entworfen hatte, war ſo hochgeſpannt, daß keine von ſeinen Bekanntinnen die Vergleichung damit aushalten konnte.

konnte. Die eine war ihm zu verbuhlt, die andre zu ſpröde, die dritte zu einfältig, die vierte zu affectirtwitzig, die fünfte zu wild, die ſechſte — kurz, jede hatte in ſeinen Augen einen Fehler, der ihr die Anſprüche auf ſein Herz raubte. Jacob, der ihn auf ſeinen Reiſen begleitete, hat ſich zwar ſo etwas entfallen laſſen, das einem Liebeshandel mit einem ſchönen aber verbuhlten Mädchen, die er zu Paris kennen lernte, ähnlich ſiehet; er hat ſo gar bey einem Glaſe Wein im Vertrauen verſichert, daß ſein Herr von dieſer liſtigen Creatur um eine nahmhafte Summe betrogen worden wäre; da wir aber in dem Reiſediario des Herrn von N** nichts bemerket, welches in dieſer Sache einiges Licht geben könnte, da wir die angebliche nahmhafte Summe in dem Verzeichniſſe ſeiner nothdürftigen Ausgaben nicht gefunden haben, er ſich auch gegen ſeinen Pfarrer von dieſer Begebenheit nicht das Geringſte merken laſſen, ſo werden wir am beſten thun, wenn wir die ganze Erzählung an ihren Ort geſtellet ſeyn laſſen. So viel hat indeſſen ſeine unſtreitige Richtigkeit, daß er bey ſeinem Rückzuge über den Rhein, ein Mißtrauen gegen die weibliche Tugend mit brachte, die faſt in einen völligen Unglauben ausarten wollte; ein Fehler,

den man bey ſeinem Uebergang über den Rhein, in ſo hohem Grade an ihm nicht wahrnehmen konnte.

Ob er ſich während ſeines Aufenthalts in der Reſidenz einiger kleinen Galanterien ſchuldig gemacht habe, kann man nicht mit völliger Gewißheit ausmachen. Das zurückhaltende Weſen unſers N**, machte alle Unterſuchungen ſeiner Bekannten über dieſen Punkt fruchtlos und vergeblich. Zuverläſſig iſt es, daß er alle Heyrathsvorſchläge, die ihm gethan wurden, mit der größten Hartnäckigkeit ausſchlug. Seine einnehmende Geſtalt, ſein Vermögen, ſeine Geburt, ſein anſehnliches Amt das er bekleidete, und die Ausſicht zu den höchſten Bedienungen des Staats, die er vor ſich hatte, berechtigten ihn zu den größten Anſprüchen. Selbſt der neue Miniſter würde ſeine Verfolgung in Freundſchaft verwandelt haben, wenn er ſich hätte überwinden können, die Stieftochter ſeines Freundes, die er ihm unter der Hand anbiethen ließ, zu heyrathen. Der Herr von N** lehnte alle dergleichen Anträge mit großer Beſcheidenheit von ſich ab, und brachte ein ganz uneingenommenes freyes Herz mit nach Eſchthal in ſeine Einſiedeley.

Da

Da er ſich hier, wie wir bereits gehöret haben, blos mit ſeinen Büchern, mit wirthſchaftlichen Einrichtungen, mit der Jagd und mit dem Bauen beſchäftigte, und den Umgang mit ſeinen Nachbarn ſo ſehr als es nur der Wohlſtand erlauben wollte, zu vermeiden ſuchte, ſo hatte es gar nicht das Anſehen, als ob ihn Amor jemals feſſeln würde. Der alte Paſtor Garrulius mochte ihm von der Verbindlichkeit zur Ehe, von den Annehmlichkeiten der keuſchen Liebe, von der Süßigkeit der Vaterliebe und von tauſend ſolchen Dingen noch ſo viel vorſchwatzen, ſo entſchuldigte ſich doch ſein Collator immer damit, daß er die Perſon noch nicht geſehen habe, die er lieben könne, und vermuthlich auch nie ſehen werde. Unterdeſſen war dieſer Zeitpunkt ſo weit nicht entfernet, als er glaubte. Er ſah die liebreizende Concordia — und ſeine Freyheit war unwiederbringlich verloren. Ich bitte meine Leſer tauſendmal um Vergebung, daß ich mit dieſer wichtigen Begebenheit ſo wenig Umſtände gemacht, und ſie nicht kunſtreicher eingeleitet habe. Erſt war ich willens den Herrn von N** auf die Jagd zu ſchicken. Hier ſollte er ſich verirren; er ſollte eine ganze Nacht im Walde herumreiten; in der Ferne endlich ein Licht erblicken,

anklopfen, und beym Eintritte in ein niedliches Landhaus seine Göttin in einem reizenden Nachthabite zu Gesichte bekommen, und nachdem er sich über sein Unglück ein Compliment gemacht, welches ihm zu dem Glück einer so reizenden Bekanntschaft verholfen, so sollte er ihr sein Herz zu Füssen legen. Ich traue es der Scharfsinnigkeit meiner Leser zu, daß sie die Ursache einsehen, weswegen ich diesen Plan verworfen habe.

Sodann war ich willens seine Gebieterinn ein paar hundert Schritte vor dem Schloßthor zu Eschthal umwerfen zu lassen. Der Postillion sollte vom Pferde fallen, der Wagen sollte zerbrechen, der Herr von N** sollte dieß Trauerspiel aus seinem Zimmer mit ansehen, herbey eilen, die Dame mit ihrem Kammermädchen aufheben, in sein Wohnhaus begleiten, sich in der Folge in sie verlieben und sie heyrathen. Allein, ungerechnet, daß die Dame auf diese Art Hals und Beine hätte brechen können, so ist schon manche Kutsche in englischen und deutschen Romanen umgeworfen worden, und so manches Frauenzimmer dadurch, daß sie zu Falle gekommen, eine Frau geworden, daß mir dieser Einfall eben so wenig gefiel als die Verirrung im Walde, die

schon

ſchon ſo vielmal da geweſen iſt. Nein, dachte ich, du willſt ihn lieber auf den Ball, oder in das Betſtübchen einer benachbarten Kirche ſchicken, denn da werden auch zuweilen Mariagen geſchloſſen. Vielleicht wäre es auch gut, wenn du ihn in Geſellſchaft einer artigen Fräulein bey irgend einem Pachter oder Verwalter Gevatter ſtehen ließeſt, denn der Himmel führt die Menſchen manchmal durch wunderliche Wege zuſammen. Nachdem ich aber alles wohl erwogen, ſo halte ich es für das Beſte, die wahre Geſchichte, die ich vor mir habe, in keinen Roman zu verwandeln, und die ganze Sache ſo zu erzählen, wie ſie würklich geweſen iſt, ohne mich ängſtlich darum zu bekümmern, wie ſie hätte ſeyn können.

Ich ſehe auch nicht, warum ich nöthig haben ſollte, zu romanhaften Erdichtungen meine Zuflucht zu nehmen, da ſich die Sache ganz natürlich folgender Weiſe zutrug. Drey Meilen von Eſchthal lag ein Dorf mitten im Walde, welches dem Herrn von N** zugehörte. Hier wuchſen die ſchönſten Fichten und Tannen, die jemals in einem Walde gewachſen ſind. Da nun der Herr von N** einen großen Bau vorhatte, ſo kam er in Begleitung ſeines Förſters dahin, um das

nöthige Bauholz fällen zu laſſen. Bey dieſer Gelegenheit durchſtrich er den ganzen Wald, und trat zu Mittage in einem Gaſthofe ab, welcher an der Landſtraße mitten im Walde lag, um daſelbſt ſeine Mittagsmahlzeit zu halten. Indem er in das Haus trat, begegnete ihm das reizendſte Mädchen, das er je geſehen hatte, an der Hand eines alten Mannes von einem ſehr finſtern und gebietheriſchen Anſehen. Die junge Dame war vollkommen ſchön, und von einem majeſtätiſchen Wuchſe. Dabey herrſchte ſo viel Güte, Leutſeeligkeit und eine gewiſſe Wehmuth in ihrem Geſichte, daß man ſie nicht anſehen konnte, ohne gerührt zu werden. Schon Addiſon hat angemerket, daß die Schönheit nie mächtiger auf die Herzen wirket, als wenn ſie mit einer gewiſſen ſanften Traurigkeit vergeſellſchaftet iſt. Die Empfindung des Herrn von N** beſtätigte dieſe Anmerkung vollkommen. Er betrachtete die ſchöne Unbekannte mit großer Aufmerkſamkeit, und empfand eine gewiſſe angenehme Unruhe, die er noch nie gefühlet hatte, zumal, da er einige Thränen in ihren Augen zu bemerken glaubte. Die Dame ſchien ihres Orts durch den Anblick eines ſo wohlgebildeten und edlen Mannes, den ihr das Ungefähr in der Thüre

eines

eines abgelegenen Wirthshauſes entgegen führte, gleichfalls ein wenig in Verlegenheit geſetzet zu ſeyn, und man will bemerket haben, daß beyde Perſonen einander mit Erröthung gegrüßet hätten. Dem ſey nun, wie ihm wolle, die Schöne fuhr mit ihrem Begleiter davon, und unſer N** wünſchte, daß ſie noch ein halb Stündchen möchte verweilet haben. Seine Sache war es ſonſt nicht, ſich mit den Wirthsleuten, wo er einkehrte, in große Geſpräche einzulaſſen. Dießmal aber konnte er ſich doch nicht enthalten bey dem Wirthe Erkundigung einzuziehen, wer die junge Dame wäre.

„Zu dienen, Ihro Gnaden, verſetzte der „Wirth. Die Dame, die Sie geſehen haben, „heißt Concordia. Sie iſt eine Vater- und „Mutterloſe Waiſe. Ihr Vater, Gott habe „ihn ſelig, war Obriſter bey der Cavallerie, und „ihre Mutter, tröſte ſie Gott, war eine creuz„brave Frau, die meine jüngſte Tochter aus der „Taufe gehoben hat. Die gnädige Fräulein „Concordia iſt ein recht liebes gutes Kind. Nur „Jammer Schade, daß ſie bey dem alten Vor„munde, der glaube ich, ihres Vaters Bruders „Oheim und Gevatter iſt, ſo viel ausſtehen muß.

„Der alte geizige Kerl hat ein Gütchen hier in
„der Nähe, und iſt gegen das arme Kind wie
„ein Teufel, Gott verzeih mir meine ſchwere
„Sünde. Denn, halten Sie mirs zu Gnaden,
„der alte Tricktrack, ſo heißt der Vormund der
„ſchönen Fräulein, will das arme Kind, wie man
„höret und wie die Leute ſagen, mit Gewalt an
„einen eben ſo alten Kerl, als er ſelbſt iſt, ver-
„heyrathen, dem er tauſend Thaler ſchuldig iſt,
„und die er geſchenket kriegen ſoll, wenn er das
„Mädchen, gnädige Fräulein wollte ich ſagen,
„dazu beredet. Aber das wird der liebe Gott
„nicht zulaſſen. Die gute Concordia ſoll Tag
„und Nacht weinen. Es hat ſich auch wohl,
„der alte Dieb, der ſein Vermögen im Kriege
„zuſammengepreſſet hat, und die Leute noch im-
„mer ſchindet und ſchabet, halten Sie mirs zu
„Gnaden, ſie nennen ihn hier nur den alten
„Baron Storch, hat ſchon drey Weiber todt ge-
„kerkert, Gott verzeih mir meine Sünde! Ach
„wenn das ihre liebe Mutter ſeliger wiſſen ſollte,
„ſie wendete ſich im Grabe um. Die Fräulein
„hat ſchon ein paarmal entwiſchen wollen, aber
„er hat ſie immer wieder geartrapiret, und itzt
„eben hat er ſie aufs neue auf ihrer Flucht ein-
„geholet. Wer weiß, wie es dem guten Kinde

„zu

„zu Hauſe gehen wird. Ihr bißchen Vermögen „hat der alte Schelm ohnehin bald verthan, und „in ihre Kleider werden ſich ſeine Töchter auch „ſchon theilen. Wer weiß, was ſie itzt vor ei„nen ſchweren Stand auszuſtehen hat. Das „gute Kind, da iſt kein Menſch auf Gottes Erd„boden, der ſich ihrer annimmt.“ Hier fuhr der Herr von N** zuſammen, und entbrannte von einem edlen Grimm. Ich will mich ihrer annehmen, ſagte er zu ſich ſelbſt, und mein Haupt nicht eher ſanft legen, bis ich die Unſchuld gerettet habe. Er ſtund vom Tiſche auf, gieng mit ſtarken Schritten in der Stube auf und nieder, und berathſchlagte ſich mit ſeiner Klugheit und Menſchenliebe, wie die Sache anzugreifen wäre. Nachdem er ſich von dem Wirthe von alle dem, was er zu wiſſen nöthig hatte, unterrichten laſſen und unter andern vernahm, daß der alte Tricktrack einen Apfelſchimmel, den er ſelbſt gezogen, verkaufen wollte, den er aber ſehr theuer hielte, ſo nahm er daher Anlaß ihn zu beſuchen.

Als er nach **Tannenhayn**, dem Guthe des Herrn von Tricktrack kam, fand er alles in der größten Bewegung. Eins lief wieder das andere, und die Beſtürzung herrſchte auf den Ge-

fichtern der Bedienten. Er ließ ſich melden, und nach einer ziemlich langen Pauſe erſchien endlich der Herr des Hauſes, um ihn anzunehmen. Tricktrack erkannte ihn gleich vor den fremden Herrn, den er im Wirthshauſe im Vorbeygehen geſehen hatte, und ſchien ſich über ſeine Erſcheinung ziemlich zu wundern. Als er aber hörte, daß er in der Abſicht käme, um den Apfelſchimmel zu kaufen, ſo heiterte ſich ſein Geſichte ungemein auf. Man führte ihn in einen altväteriſchen Saal, wo er eine eben ſo altväteriſche gnädige Frau mit funkelnden Augen, die vorhergegangenen großen Sturm ankündigten, und ein Paar baumſtarke Fräuleins antraf, denen der Neid, der Stolz und die Grobheit recht aus den Augen ſah. Nachdem die erſten Complimente vorüber waren, trat ein Kammermädchen mit rothen Augen in die Stube und ſagte der Frau von Tricktrack ein paar Worte ins Ohr. „Sie „wird nicht gleich abfahren,“ verſetzte die gnädige Frau, „iſt das nicht ein Lermen über eine „Ohnmacht. Ich bin in meinem Leben vielmal „krank geweſen, aber ſo ein Spectakel und Auf„ruhr iſt darüber nicht im ganzen Hauſe entſtan„den. Schicket nur nach dem Balbier, der „mag ihr zur Ader laſſen.“ Hierauf erzählte

ſie

ſie dem Herrn von N**, daß ſie eine Muhme bey ſich habe, die ihr aber durch ihre ſchlechte Aufführung viel Verdruß verurſache, und daß man ſich an fremden Kindern nie einen Dank erzöge. Bey dem allen hätte ſie doch eine leidliche Geſichtsbildung, und weil ſie ein bißchen auf dem Claviere klimpern, und ein bißchen malen, und von ihren Töchtern ein bißchen franzöſiſch gelernet habe, ſo wolle ein ſehr reicher Baron ſo gut ſeyn und ſie heyrathen. Aber, ſetzte ſie hinzu, ſollten Sie es wohl glauben, daß ſich die Närrin in Kopf geſetzt hat, lieber zu ſterben, als eine Baroneßin zu werden? Und warum hat ſie ſo eine Abneigung vor dieſer Heyrath? Es iſt ja heute zu Tage ganz aus der Mode, lieber eine Leiche als eine Braut zu werden? Eben hin, verſetzte die Alte, iſt es aus der Mode, wenn es anders jemals Mode geweſen iſt; aus dieſem einzigen Zug können Sie den ſchlechten Geſchmack meiner Muhme beurtheilen. „Und geſetzt, es wäre „auch wahr, was die Leute ſagen, daß der Ba„ron Storch, der im Kriege bey der feindlichen „Armee Proviantcommiſſarius geweſen, ihres „Vaters Guth habe ausfouragiren laſſen, und „bey dieſer Gelegenheit ihrem Vater, der ſich auf „dieſem Guthe aufhielt, ſo übel begegnet habe,

„daß

„daß er bald darauf geſtorben iſt, geſetzt die Sa-
„che hätte ihre Richtigkeit, ſo kann ſie ja durch
„dieſe Mariage ihres Vaters Vermögen mit tau-
„ſendfachem Wucher wieder an ſich bringen; und
„da ſie ohnehin allem liederlichen Geſindel Allmo-
„ſen giebt, ſo kann ſie ja alsdenn ſo viel Geld
„unter die bettleriſchen Tagediebe austheilen, als
„ſie will!

„Gleichwohl iſt ſie uns geſtern ſchon zum drit-
„tenmale davon gelaufen, der Nickel, und als
„wir ſie liebreich darüber zur Rede ſetzen, fällt
„ſie aus einer Ohnmacht in die andere. Auch
„hat die falſche Schlange unſere ganzen Dome-
„ſtiquen ſo bezaubert, daß die Leute heulen und
„ſchreyen, als ob ich ſelbſt in letzten Zügen läge.
„Aber ſie ſoll es uns nicht umſonſt gethan haben.
„Wir wollen ihr das Ausreiſſen ſchon verbieten.“
„Was fehlt Ihnen, mein werther Herr, Sie
„werden ja bald roth, bald blaß?“ Nichts, gnä-
dige Frau. Ich will freye Luft ſchöpfen, es iſt
mir in Ihrer Stube zu warm; ſo ſprach der
menſchenfreundliche N**, biß ſich in die Lippen
und eilte aus dem Zimmer. O! du hölliſche Fu-
rie, du Teufel von einem Weibe, ſagte unſer Held
ganz ſachte zu ſich ſelbſt! Alſo hat der Gaſtwirth

im

im Walde doch recht. Die Gutthätigkeit der ſchönen Concordia, die ehrfurchtsvolle Liebe, die ſie ſelbſt den Domeſtiquen eines ſo barbariſchen Hauſes eingeflößt, das Zeugniß, welches ſelbſt ihre Henkerin wider Willen von ihren Talenten und Geſchicklichkeiten ablegen muß, ihr edler Muth, womit ſie die Verbindung mit dem Mörder ihres Vaters ausſchläget, die Verachtung ſeiner mit dem Fluch der Armen belaſteten Reichthümer — alles das kündiget eine ſchöne und große Seele an. Johann! „Was befehlen „Sie, gnädiger Herr!“ Wollet ihr ein paar Ducaten verdienen? „Von Herzen gerne, Ihre „Gnaden.“ Nun ſo wendet alle Mühe an, mir eine Unterredung mit der ſchönen Fräulein zu verſchaffen. „Mit welcher denn, gnädiger Herr, „mit der großen Baßiſtinn, die wie ein verklei„deter Trabante ausſiehet, oder mit der breit„ſchultrigen Dame, die mit unſerer Käſemutter „ſo viel Aehnlichkeit hat?“ Narr, wer hat denn dieſe beyden Fräuleins ſchön gemacht? „Das „weiß ich nicht, die Frau vom Hauſe muß es „beſſer wiſſen.“ Schweig mit deinen Poſſen! Es iſt hier eine gewiſſe Fräulein Concordia. Mit dieſer will ich reden. Das Kammermädchen mußt du auf deine Seite bringen. Mit Geld

kann

kann man alles machen. Der Herr von N** wollte fortfahren, ſeine Verhaltungsbefehle auszutheilen, als der Herr von Tricktrack die Unterredung ſtöhrte und ſeinen Gaſt an den Handel mit dem Schimmel erinnerte. Das Pferd wurde vorgeführet. Es war in der That ein ſehr ſchönes Thier und der Herr von N** mußte zugeben, daß der alte Tricktrack, nach Art vieler Landleute, ſeinen Pferden eine beſſere Erziehung gäbe, als ſeinen Töchtern. „Wie hoch halten Sie den Schimmel, mein Beſter!“ Er iſt unter Brüdern achtzig Ducaten werth. Sechzig hat mir der Oberſtallmeiſter bereits geboten. Fünf und ſiebenzig wird nicht zu viel ſeyn, er iſt erſt vier Jahr. Auf meine Ehre, Herr von N**, ich habe ihn wies Kind im Hauſe gehalten. „Das iſt ſehr wahrſcheinlich; wiſſen Sie was, ich bin kein Freund von vielen Worten. Ich zahle ſiebenzig Ducaten. Ich weiß nicht, ob meine Leſer die Phyſionomie eines Juden bemerket haben, wenn er im Begrif iſt, einen vortheilhaften Handel zu ſchlüßen, ſich heimlich über die Einfalt eines betrogenen Chriſten freuet, und dabey das Anſehen haben will, als ob er ihm die Hälfte des Werths, um weiterer Bekanntſchaft willen, ſchenkte. Juſt eine ſolche Mine bildete ſich in dem

haarichten

haarichten Geſichte des alten Tricktracks. „Weil Sie es ſind, mein werther Freund, ſo will ich Ihnen den Schimmel vor allen andern gönnen. Wir ſind ja ohnedieß halbe Nachbarn, und Nachbarsleute müſſen es nicht mit einander verderben.“ Ein bedeutender Wink des Alten jagte den Nachtwächter, der am Tage das Amt eines Erbthürhüters verſah, zur gnädigen Frau. Der Handel wurde geſchloſſen, und die beyden Herrn wurden auf das freundlichſte bewillkommet. „Wie weit liegt wohl Eſchthal von Tannenhayn?“ Vier Meilen, gnädige Frau. „Nun heute werden Sie doch nicht nach Hauſe reiten?“ Nach Eſchthal nicht, meine gnädige, aber ich habe in der Nähe ein Forſthaus, wo ich zu übernachten gedenke. „Ey, das laſſen Sie ſich nicht in den Sinn kommen. Einen ſo werthen Gaſt können wir nicht ſo bald von uns laſſen. Ueberdieß iſt die Nacht vor der Thüre.“ Nach einigen Complimenten nahm der Herr von N** die Einladung an, die er ſo ſehnlich gewünſchet hatte.

III.

Das habe ich gedacht, wird mancher Leſer ausruffen; der Herr von N** wird ſeine gefangene

Schöne

Schöne dieſe Nacht ſehen, beklagen und ſich in ſie verlieben, ſie entführen und endlich nach manchem romantiſchen Abentheuer zur Erb- Lehn- und Gerichtsfrau auf Eſchthal machen. Der alte Garrulius wird ſie trauen. Man wird tanzen und luſtig ſeyn, und ſie werden von einer zahlreichen Nachkommenſchaft umringt, in beſter Zufriedenheit endlich alt und lebensſatt ſterben. Richtig getroffen! meine liebe Tante, wird Fleckchen ſagen. Der ganze Roman iſt auch ſchon verrathen. Erinnern Sie ſich nur an die Zeile: er ſah die liebreizende Concordia — und ſeine Freyheit war unwiederbringlich verloren. Das ſind verzweifelte Mädchen mit ihrer Scharfſichtigkeit! Ich hätte freylich beſſer auf meiner Hut ſtehen ſolien. Denn nichts iſt bey der Lectüre verdrüßlicher, als wenn man die Entwickelung eines Romans vorausſehen, und bey den bangen Elegien, die ein troſtloſer Liebhaber über die Grauſamkeit ſeiner Schöne, oder über die Unbarmherzigkeit ihrer Eltern, oder über die Verfolgung ihrer Tanten und Couſinen daher wimmert, im Geiſte ſchon die Wiegenlieder höret, die in einiger Entfernung in der Kinderſtube angeſtimmet werden. Was iſt zu thun? Die Geſchichte mag ihren Gang fortgehen. Der Herr von N** hatte

alſo die Einladung angenommen, und die Frau vom Hauſe that ihr Beſtes, um ihren Gaſt gut zu bewirthen. Denn als ſie hörte, daß der Herr von N** ein reicher Mann und dabey noch zu freyen Händen wäre, ſo hatte ſie ihm die beneidenswürdige Ehre zugedacht, ihn zu ihrem Schwiegerſohn zu machen. Wer eine Frau, die mit ſo wichtigen Abſichten ſchwanger gehet, geſehen hat, der wird ſich auch von der Geſchäftigkeit und Freundlichkeit unſerer Wirthinn leicht einen Begriff machen können. Da der Strom der Unterredung bald vertrocknete, und der Herr von N** ſeine Liebe zur Muſik merken ließ, ſo wurde in der Geſchwindigkeit ein kleines Concert veranſtaltet. Fräulein Hedwig, ſo hieß die mit den breiten Schultern, ſetzte ſich nach einigen Grimaſſen an einen großen Kaſten, der die Geſtalt und Länge eines zugedeckten Backtrogs hatte. Man kehrte ihn mit dem Flederwiſche ab, wodurch eine Wolke von Staub entſtand, die der ganzen Geſellſchaft auf die Bruſt fiel. Bey Eröfnung deſſelben merkte N** zu ſeiner großen Verwundrung, daß dieſe groteske Maſchine ein Clavicordium, oder ſo was ähnliches, vorſtellen ſollte. Der alte Tricktrack hatte indeſſen eine Baßgeige mit drey Saiten geholet und pflanzte

ſich ſeiner Hedwig zur Rechten. Eine übelconditionirte Zitter hatte das Schickſal von den Händen der Fräulein Barbara gemißhandelt zu werden, und die gnädige Frau Mutter reinigte ſich die Luftröhre durch Räuſpern und Huſten, um die Inſtrumentalmuſik durch ihren Geſang zu begleiten. Dergleichen Zurüſtungen ließen etwas außerordentliches vermuthen. Der Herr von N** faßte auch ſeine ganze Ernſthaftigkeit zuſammen und ermahnte ſeine Ohren zur Geduld, die er einer ganzen Familie, die ſich ihm zu Ehren lächerlich machen wollte, ſchuldig zu ſeyn glaubte. Nachdem man eine halbe Stunde geſtimmet, Saiten aufgezogen, gehämmert, gepochet, gehuſtet und ſich geräuſpert hatte, nahm endlich die Vocal- und Inſtrumentalmuſik ihren Anfang. Tricktrack ſpielte, wie geſagt, den Baß und ſang den Diſcant durch die Fiſtel, die Frau vom Hauſe krähete den Alt, und Barbara und Hedwig brummten den Tenor und Baß. Seit Amphions Zeiten und ſeit Pythagoras die Harmonie der Sphären hörte, iſt keine ſolche Muſik erſchollen.

Es läßt ſich beſſer fühlen als beſchreiben, wie dem Herrn von N** zu Muthe ſeyn mußte, als

er

er das Liedlein anſtimmen hörte: **Ihr Schönen höret an, erwählet das Studiren.** Das Betrübteſte bey der Sache war, daß man das Lied zu hoch angefangen hatte. Da ſich nun der Componiſte dieſes Geſanges beym Schluß der erſten und beym Anfang der zweyten Clauſel ohnedieß ſehr in die Höhe verſtiegen hat, ſo konnte es nicht anders kommen, die arme Fiſtel des alten Tricktracks mußte überſchnappen, ſeine Frau wollte ihm nachhelfen und gieng dergeſtalt über ihre natürliche Tonleiter hinaus, daß ſie braun und blau wurde, ohne doch ihren Zweck zu erreichen, und endlich wurde man genöthiget, eine Octave tiefer herabzufallen; da ſich aber die beyden Fräuleins nicht in gleicher Proportion mit ihren Bäſſetchen erniedrigen konnten, ſo kam endlich die ganze werthe Familie von Tricktrack zuſammen und das Stück endigte ſich mit einem kläglichen Uniſono. Der arme N** wollte über dieſe Muſik verzweifeln, denn er hatte in der That einen harten Kampf auszuhalten. Auf der einen Seite hielt er es für unhöflich, ja für grauſam, Leute, die ihm ein Vergnügen zu machen gedachten, dadurch, daß er ſie ins Geſichte verlachte, zu beſchimpfen; auf der andern Seite aber war es für einen Mann von Geſchmack unmöglich,

den unwillkührlichen Eindruck des Lächerlichen, den ein ſolcher Auftritt bey ihm machen mußte, ganz zu verbeißen, und da gemeiniglich die Bemühung das Lachen zurück zu halten den Ausbruch deſſelben befördert, ſo war er eben in groſſer Gefahr, entweder zu zerſpringen, oder ſeinem beklemmten Herzen Luft zu machen, als zu ſeinem Glücke eine Saite auf dem Violoncello ſprang. Die ganze muſikaliſche Familie fieng über dieſen Umſtand an zu lachen, und weil ſie nie anders als aus voller Lunge lachte, ſo hatte unſer N** dabey die ſchönſte Gelegenheit ſich ohne Nachtheil ſeiner Geſundheit und des Wohlſtandes aus dem Handel zu ziehen. Um ſich aber einer ſolchen Gefahr nicht weiter bloß zu ſtellen, fieng er ein Geſpräch an, welches, da es für die Geſellſchaft ſehr intereſſant wurde, die Idee des Concerts nach und nach verdrängte. Er erzählte von ſeinen Reiſen, von den Merkwürdigkeiten, die er geſehen, und von tauſend Dingen, wovon die Landleute gerne reden hören. Die Beſchreibung von den ausländiſchen Moden und Kleidertrachten wurde den Damen ſo unterhaltend, daß weder an die Baßgeige mit zwey Saiten, noch an die verſtimmte Zitter, noch an das unharmoniſche Klapperwerk, weiter gedacht

wurde. Indeſſen, daß der Herr von N** ſeine Reiſen zu Waſſer und Land beſchrieb, war ſein Johann nicht müßig, um die verſprochenen Ducaten zu verdienen. Er wendete ſich, wie man leicht denken kann, an das Kammermädchen. Da dieſe Fräulein Concordien ſehr gewogen war, ſo machte ſie keine Schwierigkeiten, ſich zur Unterhändlerinn gebrauchen zu laſſen. Johann ließ alſo der ſchönen Gefangenen, (denn ſie hatte würklich Stubenarreſt) durch dieſen Canal wiſſen, daß ſein Herr ſie in wichtigen Angelegenheiten zu ſprechen verlange, und daß vielleicht ihre Befreyung von der Gewährung dieſer Bitte abhinge. Concordia, die ſich durch die Ruhe, die man ihr ein paar Stunden gegönnet, weil ihre Henkerinn ſich mit ihrem Gaſt unterhielte, ziemlich erholet hatte, gerieth über die Nachricht, daß der fremde Herr, den ſie im Walde geſehen, im Hauſe wäre, in große Bewunderung. Seine edle Geſtalt hatte ſie gerühret, und ſie hatte bey ſeinem Anblick etwas empfunden, wovon ſie ſich keine rechte Urſache angeben konnte. So viel hatte ſie wohl gemerket, daß der Widerwille gegen die Heyrath mit dem ekelhaften Storch ſeit Erblickung dieſes Herrn ſich ſehr vermehrte. Bey dem allen war ſie doch in großer Verlegenheit,

ob ſie dieſen Vorſchlag annehmen oder ablehnen ſollte. Die Liebe zur Freyheit und vielleicht auch noch eine andre kleine Nebenabſicht votirte auf die Bewilligung, aber die Gefahr entdecket zu werden, der Verdruß, welcher hieraus entſtehen konnte, und die Geſetze des Wohlſtandes ſchienen eine abſchlägige Antwort nothwendig zu machen. Sie berathſchlagte ſich hierüber mit Julianen, ſo hieß die Kammerjungfer, ohne daß ſie zu einer feſten Reſolution kommen konnte. Man machte tauſend Gloſſen über die wahre Abſicht, die den fremden Cavalier hieher gebracht haben konnte, und endlich lief der Schluß da hinaus, daß man erſt ſeinen Bedienten über dieſen und jenen Artikel verhören wollte. Johann, dem ſein Herr, noch ehe die Gabrielen und Mara von Tannenhayn ſich hören ließen, in aller Stille die nöthigen Verhaltungsbefehle ertheilet, beantwortete die vorgelegten Gewiſſensfragen zu großer Zufriedenheit der beyden Frauenzimmer. Er machte ihnen den Inhalt der Unterredung des Herrn von N** mit dem Wirthe des Gaſthofes bekannt, und verſicherte, daß ſein Herr von keinen andern Abſichten, als die mit Ehre und Großmuth beſtehen könnten, geleitet würde. Endlich wurde es beſchloſſen, daß man dem liebenswürdigen

Fremden

Fremden in Gegenwart des Kammermädchens Audienz ertheilen wolle.

Nunmehr entſtand die Frage, wie dieß gefährliche Unternehmen am ſicherſten anzuſtellen ſey. Denn alle Zugänge zum Zimmer der Fräulein waren feſt verwahret, bis auf die Thüre, welche in die Schlafkammer der Frau von Tricktrack führte. Concordia war über dieſen Umſtand ſehr bekümmert. Juliane aber ſprach ihr Muth ein, und verſicherte, daß Kammermädchens Liſt über alle Liſt gienge. Das Mädchen war auch in der That ſehr verſchmitzt. Sie war Concordien auf ihrer Flucht behülflich geweſen, ohne daß die alte Furie einen Verdacht auf ſie geworfen hätte, und man würde die Fräulein nimmermehr attrapiret haben, wenn ſich nicht einige von denen unerwarteten Zufällen ereignet hätten, die keine menſchliche Klugheit vorherſehen kann, und woran oft die größten Unternehmungen ſcheitern. Dießmal war es vermuthlich der gute Genius der jungen Dame, der ihre Flucht verhindert hatte, um ſie mit dem Herrn von N** bekannt zu machen. Kaum hatte Juliane die Einwilligung des Fräuleins zur nächtlichen Zuſammenkunft, ſo ſtrengte ſie ihren ganzen Kammerjungferwitz an, um dieß

Vorhaben zu erleichtern. Da ſie zugleich Oberaufſeherinn über die Küche war, ſo rufte ſie die gnädige Frau einmal über das andre ab, weil ſie bald dieß bald jenes zu erinnern hatte. Bald fehlte es an Gewürze, bald an Weineßig, bald an Zucker. So oft die alte Dame herausgewatſchelt kam, gratulirte ſie ihr zum neuen Schwiegerſohne. Die Alte heiterte ſich bey dieſer Schmeicheley ungemein auf, und ermahnte die Oberküchenmeiſterinn, ja nichts fehlen zu laſſen, damit man mit dem Souper Ehre einlegte. „Mache deine Sache hübſch, Julianchen, wenn der „Herr von N** meine Tochter heyrathet, ſo ſollſt „du nicht zu kurz dabey kommen. Ich will dir „nicht nur meine Nachtſaloppe verehren," (ein alter Hader, den keine Bettelfrau aufgehoben hätte,) „du ſollſt auch ein ganz neues Leibchen „von Peniger-Zeug kriegen." Von Mantuaner-Taffent, wollen Sie ſagen, gnädige Frau! „Je nun kömmt Zeit, kömmt Rath. Wenn wir „nur die Corde erſt aus dem Hauſe hätten." Je dazu kann bald Rath werden, Ihro Gnaden. „Ja morgendes Tages wollen wir den Baron „Storch holen laſſen. Wir wollen ſie ſo lange „kerkern, bis ſie Ja ſaget. Denn wenn ſie mein „neuer Schwiegerſohn zu Geſichte bekömmt, ſo

„könnte

„könnte er doch wohl rappelköpfiſch werden. Die „Hexe bezaubert alle Mannsperſonen. Es iſt „gar ein charmanter Herr. Itzt erzählt er uns „eben von der Muſik, die er in Italien gehöret „hat. Ich muß eilen, damit ich nichts verhöre.“ Kaum war die Alte ins Zimmer, ſo wurde ſie wieder abgeruffen, und das währte ſo lange, bis ſie Julianen das Bund Schlüſſel gab, welches die Frau von Tricktrack immer an der linken Seite hängen hatte, vermuthlich um der großen Sackuhr, die an der rechten Seite an einer alten verroſteten Kette hieng, das Gegengewicht zu halten. Dieß war es eben, was ſie wünſchte. Sie ſchloß mit dem Hauptſchlüſſel das Zimmer in aller Stille auf, welches an die Stube des gefangenen Fräuleins ſtieß. Zugleich bemächtigte ſie ſich der Schlüſſel zu den Vorlegeſchlöſſern, womit dieſer Ausgang ſeit etlichen Stunden noch verwahret war. Und ſo waren denn von dieſer Seite alle Hinderniſſe gehoben. Der Herr von N** erhielt von Zeit zu Zeit durch ſeinen Johann Nachricht, wie die Sachen ſtunden, und wurde gewarnet, den Wein nicht anzurühren, weil ihn das vorſichtige Mädchen mit einem ſchlafmachenden Pulver vermengen wollte, deſſen ſich der alte Tricktrack, weil er Stentors Gedichte nicht kannte,

bey ſeiner Inſomnie zuweilen zu bedienen pflegte. Dieſer Einfall that nicht nur ſeine vollkommne Würkung, ſondern verſchafte auch dem Herrn von N** das drollichſte Schauſpiel, das man ſehen konnte. Da er bey ſeinen Erzählungen beyläufig mit einfließen ließ, daß er Mittags ſehr wenig, Abends aber gar keinen Wein trinke, und die Geſetze der Diät niemals ungeſtraft übertreten dürfe, ſo erhielt er dadurch ſo viel, daß man ihn bey Tiſche mit dem Weine verſchonte. Er trank alſo aufs Wohl des Hauſes nur ein einziges Glas von der Flaſche, welche Juliane mit Fleiß vor ſein Couvert geſetzet hatte. Die Familie von Tricktrack im Gegentheil ließ ſich den zweyjährigen Landwein deſto beſſer ſchmecken. Der Braten war noch nicht angeſchnitten, als die ganze Geſellſchaft erbärmlich anfieng zu jähnen. Es war äußerſt komiſch anzuſehen, wie ſich die Mäuler derer von Tricktrack eben ſo ſehr in die Länge zogen, als ſie vorher breit geweſen waren. Der alte Herr beſonders ſperrte den Rachen ſo weit auf, als ob er den ganzen Braten verſchlingen wollte. Da mir Hogarth ſeinen Pinſel nicht vermacht hat, ſo wage ich es nicht, dieß Tafelſtück zu ſchildern, ſondern merke nur an, daß der Herr von N**, indem die Fräuleins

ſchon ſchnarchten, ſich unter dem Vorwand einer kleinen Unpäßlichkeit beurlaubte, und ſich von Julianen ſein Schlafzimmer anweiſen ließ. Wir überlaſſen es den Officianten des Hauſes, dem Schäfer, dem Schirrmeiſter, dem Nachtwächter und Reutknecht, die hohen Herrſchaften zur Ruhe zu bringen und wenden uns indeſſen auf den andern Flügel des Hauſes, um der Audienz, die unſer irrender Ritter nun bald bey ſeiner Prinzeſſinn haben ſollte, incognito beyzuwohnen.

Juliane führte ihn in eine große alte Rüſtkammer, worinnen man keinen Schritt thun konnte ohne Gefahr ein Bein zu brechen, weil der Fußboden hier und da verfaulet war. Die Decke drohte den Einſturz, und die Wände waren überall mit alten zuſammengekauften Familiengemählden behangen, welche die Ahnen derer von Tricktrack vorſtellen ſollten. Im Winkel ſtand ein kleines Haus, worinnen eine ganze Familie hätte logiren können. Dieſes Gebäude war mit einem verſchoßnen ſeidnen Zeuge behangen, deſſen Farbe ſehr problematiſch war, und welcher, gleich den zerrißnen Fahnen, die man an den Kirchdecken erblicket, gewaltig durchlöchert war. Bey näherer Beleuchtung fand der Herr

von

von N**, daß er ſeine Nacht in dieſem Hauſe zubringen ſollte, wozu er aber ſehr wenig Luſt hatte. Er ſetzte ſich in einem Großvaterſtuhl von ungeheurer Größe und erwartete die Ankunft des Mädchens mit Ungeduld, die ihn zur ſchönen Concordia führen ſollte. Nunmehro iſt es Zeit, daß wir die wahre Geſinnung des Herrn von N** bekannt machen. Zur Zeit glaubte er nichts als Mitleiden für die Schöne, die ſo unglücklich war, zu empfinden. Er wollte die Erzählung ihrer Unglücksfälle aus ihrem eigenen Munde vernehmen, um ſie mit dem, was ihm der Gaſtwirth geſaget hatte, zu vergleichen. Er wollte ihr ſodann ſeinen Schutz anbieten; ſie aus dieſem fatalen Hauſe bringen und ſie geradeswe-ges zu ſeiner Tante führen, die etliche Meilen von Eſchthal ein Guth hatte. Nachdem er ſie hier in Sicherheit gebracht, wollte er den Herrn von Tricktrack nöthigen, ſeine vormundſchaftliche Rechnung abzulegen, ſein Betragen gegen eine unſchuldige Wayſe vor Gerichte zu verantworten, und Genugthuung wiederfahren zu laſſen. Dieß war ſein Plan, der ſeiner Menſchenliebe und Billigkeit allerdings Ehre machte. Ob ſich Amor bey dieſer Gelegenheit tückiſch gegen ihn aufgeführet habe oder nicht, wird die Zeit lehren.

Endlich

Endlich erſchien Juliane, und führte ihn in das Zimmer, welches, wie wir oben erwähnet haben, an das Schlafgemach der ſchönen Gefangenen gränzte. Sie war noch nicht vorhanden: vielleicht hatte ſie an ihrem Negligee noch etwas in Ordnung zu bringen. Der Herr von N** war unterdeſſen in großer Bewegung. Sein Herz klopfte und ſeine Seele fühlte eine gewiſſe Unruhe, die er noch nie empfunden hatte. Concordia auf ihrer Seite war noch weit unruhiger. Dreymal hatte ſie die Thüre in der Hand, und dreymal bebte ſie zurück. Einem Cavalier, der jung und ſchön war, um Mitternachtszeit eine Zuſammenkunft zu erlauben — einem Manne, mit deſſen Character ſie nicht bekannt war — ihr Blut gerieth immer in größere Wallung — was zaudern Sie, mein liebes Fräulein, ſagte Juliane. Auſſerordentliche Widerwärtigkeiten erfordern oft eben ſo auſſerordentliche Maaßregeln. Seyn Sie getroſt. Ich werde Sie nicht verlaſſen. Ich ſtehe mit meinem Kopfe für die Sicherheit Ihrer Unſchuld. Hier eröfnet ſich die Thüre. Eine ſchöne, lange, majeſtätiſche Geſtalt, mit einer bezaubernden Geſichtsbildung! Erſt

ein wenig blaß, wie die belohnte Liebe!

Dann

Dann aber erröthend wie die ſchüchterne Unſchuld, nahete ſich dem unruhigen N** in einer ſichtbaren und unnachahmlich reizenden Verwirrung. Der Herr von N** gieng ihr mit größter Ehrerbietung entgegen und ergriff ihre zitternde Hand, um ſie zu küſſen. „Mein gutes Glück, gnädiges Fräulein, hat mich mit Ihrem Unglück bekannt gemacht. Ich komme, um Ihnen meinen Schutz anzubieten. Sie ſind bewegt, faſſen Sie ſich. Ohne mich zu loben, muß ich Ihnen ſagen, daß ich ein ehrlicher Mann bin.“ Dafür, ſagte die Fräulein, iſt mir Ihre Geſichtsbildung Bürge, und bloß in dieſer Hofnung habe ich dieſen außerordentlichen Schritt gewaget. O! retten Sie ein unglückliches Mädchen, Edelſter unter den Menſchenfreunden, die von aller Welt verlaſſen iſt, aber nicht von der göttlichen Vorſehung, die mir heute, wie ich hoffe, einen Schutzengel zugeführet hat. Man ſetzte ſich hierauf nieder. Die erſte Verwirrung war vorbey. Die Unterredung ward nun lebhafter und freyer. Concordia machte von der traurigen Lage ihrer Umſtände, von dem barbariſchen Bezeigen ihres Vormundes und von den grauſamen Zwangsmitteln, wodurch man ihre Einwilligung in die Heyrath mit einem verabſcheuungswürdigen

würdigen Menſchen erpreſſen wollte, eine ſo rührende Beſchreibung, daß ſich der Herr von N** nicht enthalten konnte, ſeine Thränen mit den ihrigen zu vermiſchen. Niemals hatte unſer Held ein Frauenzimmer mit ſo viel Anmuth ſprechen hören. Alles, was ſie ſagte, verrieth den aufgeklärteſten Verſtand und das edelſte Herz. Je länger er ſie betrachtete, deſto mehr mußte er die Schönheit ihrer Bildung, die Vortrefflichkeit ihres Wuchſes, den beſcheidenen Geſchmack ihres Anzugs, und jenen unwiderſprechlichen Reiz bewundern, der allein fähig iſt, ſtarke Leidenſchaften zu erregen. Auf die Frage, zu wem ſie geſtern hätte flüchten wollen, gab ſie zur Antwort: „Zu einer Verwandtinn meines Mädchens. Der „Abſcheu vor der Verbindung mit einem ſo ungerechten, geizigen und ekelhaften Menſchen, „als der alte Wuchrer iſt, den man mir aufdringen will, iſt ſo groß, daß ich tauſendmal lieber „ſterben oder mein Brod durch die beſchwerlichſte „Handarbeit verdienen, als die Frau eines Mannes werden wollte, der meinen Eltern einſt mit „der größten Unmenſchlichkeit begegnet hat.“ Hier floß abermals ein Strom von Thränen aus den ſchönſten Augen, die jemals geweinet haben. Unſer Philoſoph befand ſich hier in einer kitzlichen

Lage.

Lage. Sein Herz war ganz erweichet. Seine Hand kam von ungefähr mit der Hand der schönen Nachbarinn zusammen. Er glaubte nie eine weichere Hand gefühlet zu haben. Er konnte sich nicht enthalten, sie sanft zu erheben und an seine Lippen zu drücken. Concordia erröthete; und diese Röthe gab ihr eine unbeschreibliche Anmuth. Eine sanfte Thräne zitterte noch in den Augen des besten Mädchens, die das Andenken an ihre Eltern hervorgelocket hatte, und unser junger Ritter hatte große Lust sie wegzuküssen. Kurz es erfolgte endlich dasjenige, was alle meine Leser und Leserinnen errathen werden. — Unser N** wurde verliebt; und zwar in einem solchen Grade, daß er nie daran gedachte, seine Freyheit wieder zu erlangen.

Die Liebeserklärung, die er ihr that, die Antwort, die darauf folgte, der lebhafte Angrif auf der einen und die schwache Vertheidigung auf der andern Seite — Diese und andere schöne Sachen sind in allen nur möglichen Romanen weiter nachzulesen. Hier wollen wir nur zur Steuer der Wahrheit versichern, daß unser Philosoph viel zu ernstlich verliebt war, und viel zu viel Tugend und Rechtschaffenheit besaß, als daß er sich

die

die geringſte Unbeſcheidenheit hätte erlauben ſollen. Nach vieler Mühe erhielt er endlich ſo viel, daß ihm die ſchöne Concordia mit Schamröthe geſtand, daß ſie ihn nicht haſſe und vielleicht mit der Zeit wohl gar lieben könnte. Vorizt aber ſollte er ſie nur in Sicherheit bringen, ſie näher kennen lernen, und durch keinen übereilten Schritt ſich eine ſpäte Reue zubereiten. Seyn Sie mein Erretter, ſetzte ſie mit einem rührenden Blick hinzu, meine Dankbarkeit und meine Freundſchaft gegen Sie, wird nicht eher aufhören, als mit meinem Leben. Weiter konnte der Herr von N** dießmal nichts von ſeiner Schönen herauslocken, und er hielt es auch für unedelmüthig ſtärker in ſie zu dringen. Nun war er auf nichts weiter bedacht, als auf die völlige Befreyung ſeiner Geliebten. Die Sache war ſehr leicht, und es ärgert uns, daß ſich keines von jenen Hinderniſſen zeiget, welche die romanhaften Entführungen ſonſt ſo zweifelhaft und wegen des glücklichen Ausgangs endlich ſo angenehm machen. Hier kann der Leſer alles vorausſehen. Das ganze Haus ſchnarchet, daß die Fenſter zittern. Die Bedienten ſelbſt ſind von der freygebigen Juliane mit einer Doſis von Schlafpulver verſorget worden. Mit Hülfe des Bundes voll Schlüſſel,

den die weiſe Zoſe zurückbehalten, ſchlieſſet man die Commoden und Coffres auf, um die beſten Sachen der Concordia in Eil zuſammenzupacken. Man macht daraus zwey Gebund, bindet es auf die beyden Pferde, und ſetzt die Frauenzimmer darauf. Der Herr von N** beſteiget ſeinen neugekauften Schimmel, und führt das Pferd, welches ſeine Göttin reitet, am Zaum. Die Kammerjungfer ſitzet auf dem Pferde des Bedienten: Johann gehet neben her, und ſo eilt die hochanſehnliche Cavalcade früh um zwey Uhr bey ſchönſtem Mondenſcheine zum Tempel hinaus.

IV.

Nun werden ſie wohl bald in Sicherheit ſeyn? Vielleicht. Wir wollen die Reiſegeſellſchaft aufſuchen. Sie ſind in dem Walde des Herrn von N** und nahe bey dem Wirthshauſe, worinne ſie die erſte Bekanntſchaft mit einander machten. Himmel! was ſoll dieſer Lärm bedeuten? Vier Reuter kommen mit verhängtem Zügel. Concordia thut einen lauten Schrey und ſinket vom Pferde. Zum guten Glück fällt ſie dem Johann in die Arme, der eben bey der Hand iſt. Canaillen, Diebe, Mörder, Räuber, ſchreyet alles

aus

aus vollem Halſe, wohin mit dieſem Frauenzimmer? Haltet! oder wir ſchießen euch vor die Köpfe. „Mein Herr, was ſoll dieſer Angriff bedeuten? Ich bin ein ehrlicher Mann und kein „Räuber.“ Wie! kein Räuber? Haſt du nicht dieſen Schimmel geſtohlen? Und iſt dieß Frauenzimmer nicht meine Braut, die du entführen willſt? Allons, Marſch, Retour nach Tannenhayn, oder wir hauen dich und den Schurken da, der die Dame hält, in tauſend Stücken. Mit dieſen Worten wollte ſich die ſaubere Geſellſchaft über unſere Reiſende hermachen. Zum Glück hatten die vier Reuter keine geladene Piſtolen bey ſich, und nicht mehr als einen einzigen Degen, und derjenige, der ihn trug, war ein alter Kerl, für dem man ſich nicht zu fürchten hatte. Der Herr von N** hatte ſich gleich anfänglich ſeiner Piſtolen verſichert. Er drohete den erſten, der ſich nähern würde, über den Haufen zu ſchießen. Da ſich aber gleichwohl der Verwegenſte unter ihnen hinzudrängte, weil er vermuthete, daß die Piſtolen des Herrn von N** eben ſo wenig, als die Piſtolen ſeines Herrn geladen ſeyn würden, ſo drückte Concordiens Liebhaber los und verwundete ſeinen Gegner in den Arm. Der Baron Storch ſtürzte erſchrocken zurück und ſuchte

ſich ſchußfrey zu machen. Seine Leute aber commandirte er mit ſtarker Stimme zu einer zweyten Attaque. Dieſe von der Hofnung einer anſehnlichen Belohnung angefeuert, glaubten ihren Feinden immer noch gewachſen zu ſeyn, zumal da Johann, der ſich von der halbtodten Fräulein nicht entfernen durfte, ſich nur defenſive vertheidigen konnte. Zwey Mann giengen daher mit ſtarken Knitteln bewaffnet auf den Herrn von N** los, und ich weiß nicht wie die Sache abgelaufen ſeyn würde, wenn nicht recht zu gelegner Zeit ein Deus ex machina erſchienen wäre — nämlich der Beſitzer des Wirthshauſes, den der Schuß aufgewecket hatte. Da die Gaſtwirthe überhaupt einen ſehr leiſen Schlaf haben, ſo iſt dieß auch gar nicht wunderbar. Das Camp de Bataille war nur wenig Schritte vor dem Gaſthofe. Der Wirth hatte beym Mondenlichte den Herrn von N** und Fräulein Concordien erkannt, er kam alſo mit dem Wachtſpieß in der Hand in vollem Galopp gelaufen und geboth Friede. Seine Leute kamen auch herbey, und ſo war nunmehro die Armee des Herrn von N** die ſtärkſte. Man war alſo nicht ungeneigt den Friedensvorſchlägen Gehör zu geben. Damit aber die plötzliche Erſcheinung

des

des Baron Storchs nicht gar zu unwahrſcheinlich herauskommen möge, ſo muß ich meinen Leſern folgenden Umſtand entdecken, den ich zu erwähnen ſchändlich vergeſſen habe. So bald Concordia den Tag zuvor entwiſchet war, hatte der alte Tricktrack einen reutenden Bothen an ſeinen Freund abgefertiget, und ihm dieſen Unfall gemeldet, ihn auch zugleich erſuchet, unverzüglich nach Tannenhayn zu kommen. Der Bothe hatte den Baron nicht eher als gegen Abend angetroffen. Weil der alte Schelm aber eine ſehr furchtſame Creatur war, wie man denn dieſe Eigenſchaft überhaupt an Leuten, die kein gutes Gewiſſen haben, bemerket haben will, ſo hatte er ſeine ganze Cavallerie aufſitzen laſſen, um ihn durch dieſen Wald, durch den ihn ſein Weg führte, zu begleiten. Mit Hülfe des Mondenſcheins hatten ſie den Schimmel und Concordien ſchon von Ferne erkannt, und waren alſo Willens geweſen, ihren Feind durch einen Angriff auf gut Türkiſch aus ſeiner Faſſung zu bringen. Als der Baron ſah, daß der Wirth dem Herrn von N** mit großer Ehrfurcht begegnete, ſo fieng er an gelinde Saiten aufzuziehen und bat ſich wegen des Schimmels und wegen der Schönen einige Erläuterung aus. „Die können Sie in Tannen-

„hayn finden, mein Herr,“ war die Antwort. „Das Pferd iſt bezahlt, wie Sie hören werden, „und wegen der Fräulein, die Sie wider ihren „Willen heyrathen wollen, habe ich nicht Luſt „weiter etwas zu ſagen, als daß ſie, auch nur „bey den zehnten Theil ihrer Vollkommenheiten, „für einen Nichtswürdigen, dennoch unendlich „zu gut wäre.“ Da der Baron merkte, daß hier weiter nichts zu thun wäre, ſetzte er ſeine Reiſe fort, und wir haben Nachricht, daß er mit der Familie von Tricktrack eben nicht ſonderlich zufrieden geweſen ſeyn ſoll, als er das ganze Haus in einem todten Schlafe angetroffen, wovon er ſie nur mit der größten Mühe erwecken konnte. Um unſere Leſer mit dieſer Geſchichte nicht zur Ungebühr aufzuhalten, ſo wollen wir das übrige der Geſchichte ins Kurze ziehen. Der Herr von N** ließ ſeine Geliebte in dem Wirthshauſe einige Stunden ruhen, und unterdeſſen aus dem Dorfe, welches er in der Nähe hatte, eine Chaiſe kommen. In dieſer brachte er die reizende Concordia zu ſeiner Tante, erzählte ihr ſeine gehabten Abentheuer, und machte ihr zugleich ſeine Abſichten auf das Herz dieſer würdigen Dame bekannt, die ſich über dieſen Entſchluß ihres ſonſt weiberfeindlichen Neffen auſſerordentlich erfreuete.

freuete. Sie half das Werk, das Amor durch Hülfe des Mitleidens angefangen hatte, vollenden. Der Herr von N** entdeckte täglich mehr Vollkommenheiten an ſeinem lieben Mädchen. Sie ſang, ſie ſpielte das Clavier, ſie tanzte zum Entzücken. Sie war tugendhaft ohne Grimaſſe, erhaben ohne Stolz, beleſen ohne Pedanterey, mitleidig ohne Schwachheit, luſtig ohne Wildheit und zärtlich ohne Buhlerey. Bey dieſen Vollkommenheiten beſaß ſie eine ſo einnehmende Sanftmuth und ſo viel weibliche Güte, daß man ſie nicht ſehen konnte, ohne ſie zu lieben. Der Herr von N** ſeines Orts wurde ihren Augen täglich liebenswürdiger; da ſie die Beſtändigkeit ſeiner Liebe ſah, und nicht Urſache hatte zu befürchten, daß ſein Antrag bloß das Werk einer flüchtig aufwallenden Leidenſchaft wäre, da ſie ſeine Art zu denken kennen lernte, ſo geſtand ſie ihm endlich die Größe ihrer Liebe, die mit nichts als mit der Größe ihrer Dankbarkeit verglichen werden konnte. Wir übergehen die Entzückungen beyder Verliebten mit Stillſchweigen, und merken nur noch an, daß der alte Tricktrack, dem die vormundſchaftliche Rechnung, die er nun ablegen ſollte, bange machte, ſehr gelinde Saiten aufzog, und daß ihm der Herr von N** die ganze

Summe, die er ſo ſchlecht adminiſtriret hatte, ſchenkte, um ihn theils wegen des Verluſtes der tauſend Thaler, die ihm Storch verſprochen, theils wegen des Schreckens, das er ihm durch die Entführung ſeiner Muhme verurſachet hatte, ſchadlos zu halten. Die Vermählung wurde zu Eſchthal mit allem nur erſinnlichen Vergnügen gefeyert. Concordia war die Freude, die Wolluſt und der Stolz ihres Gemahls. Sie ſöhnte ihren Eheherrn mit dem menſchlichen Geſchlechte wieder aus und benahm ihm das Mißtrauen gegen die Menſchen, welches uns und andern beſchwerlich fällt, die Ehrlichkeit oft zum Betrug verführet, die aufkeimende Tugend in andern erſticket, die wahre Tugend beleidiget, und uns ganz unfähig machet, die Wolluſt der Freundſchaft zu empfinden. Seine Gemahlinn nöthigte ihn durch ihr Betragen, ſeine ketzeriſchen Grundſätze in Anſehung der weiblichen Tugend fahren zu laſſen, indem ſie ihn durch die Vollkommenheit der ihrigen zum glücklichſten Manne machte. Anſtatt daß er ſonſt bey jeder ſchlechten Handlung, die er bemerkte, gegen die Wirklichkeit der Tugend declamirte, ſo war nunmehro ſein Grundſatz: **Man muß von einem nicht auf viele, und von vielen nicht auf alle ſchlüßen!**

VII. Das

VII.

Das Feſt zu Roſenhayn.

Eine Geſchichte vom Jahr 1774.

Der geſtrige Tag war für Roſenhayn eben das, was ein prächtiger Gallatag für ſtolze Königsſtädte iſt. Es iſt wahr, unſere Ohren wurden von dem Donner der Kanonen nicht betäubt; wir ſahen kein Pariſer und Petersburgiſches Feuerwerk in die Luft ſteigen; es wurden weder goldne noch ſilberne Medaillen ausgeworfen, und es hatte niemand dabey Gelegenheit Arm und Bein zu brechen, oder erquetſchet zu werden. Wir ſahen aber doch alle dieſe Herrlichkeit im Kleinen, und unſer Vergnügen war um deſto vollkommener, weil wir ſelbſt an der Freude dieſes ſchönen ländlichen Tages mit Antheil nehmen durften. Schon lange hatte unſere gnädige Herrſchaft darauf gedacht, nach überſtandener Theurung, Hungersnoth und den damit verknüpften Bekümmerniſſen, die Gemüther ihrer treuen

Univ.-Bibl. München

Unterthanen aufzuheitern, und ſich zugleich ſelbſt einmal einen recht vergnügten Tag zu machen. Denn wir müſſen es unſerm verehrungswürdigen Grafen nachſagen, daß er als ein wahrer Vater an uns handle, und daß ſeine eigene Glückſeligkeit mit unſerm Wohlſtande auf das genaueſte verbunden ſey, und er im Gegentheil wird von uns eben ſo zärtlich und ehrfurchtsvoll geliebet, als der König Stanislaus von ſeinen getreuen Lothringern geliebet wurde. Die Gemahlinn des Herrn Grafen hat ihn und uns mit einem Sohne beſchenket, deſſen Geburt eine allgemeine Freude verurſachte. Wir bezeigten dem Hochgräflichen Hauſe durch Abgeordnete unſern ehrfurchtsvollen Glückwunſch, und baten zugleich um Erlaubniß, dieſen frohen Tag nach unſerer Art feyern zu dürfen. Dieß wurde uns zugeſtanden, unter der Bedingung, daß wir unſer ländliches Feſt ſechs Wochen verſchieben möchten, damit unſere geliebte Gräfinn dem Feſte ſelbſt beywohnen könnte. Zugleich nahm es unſere Herrſchaft über ſich, das Feſt anzuordnen, und alle dazu erforderliche Unkoſten zu tragen, weil zugleich der Huldigungstag, der vor etlichen Jahren wegen der ſchlechten Zeiten, womit ſich eine Familientrauer der Herrſchaft verband, nicht gefeyert worden

den war, auf dieſen Tag einfiel. Der dritte May war alſo zur Feyer dieſes Tages feſtgeſetzet, indem die Gräfin an dieſem Tage ihre Wochen beſchloß und ihren Kirchgang hielt. Schon bey Anbruch des Tages war das ganze Dorf lebendig. Die gottſeligen Alten beteten für ihre Herrſchaft, und die Jugend putzte ſich ihr zu Ehren. Die Jünglinge ſchniegelten ihre Pferde, und durchflochten die Mähnen mit Bändern, und die Mädchen waren ſo ſorgfältig in der Wahl ihres Anzuges und in der Verſchönerung ihrer ländlichen Reize, als ob jede dieſen Tag eine Braut werden ſollte.

Da unſer Herr ein eben ſo geſelliger Nachbar als guter Gerichtsherr iſt, ſo waren alle benachbarte Herrſchaften zu dieſem Feſte eingeladen worden. Um ſieben Uhr verſammleten ſich zwölf junge Bauern, vom Sohne des Lehnrichters angeführt, zu Pferde auf dem Schloßhofe. Jeder triumphirte mit einem Strauß auf dem Hut und vor der Bruſt, und hatte, um mit Vater Hagedornen zu reden, ein fröliches, weidliches und kühnes Anſehen.

Man reichte ihnen ein Frühſtück, und ſie ritten ſo dann durch die Allee den ankommenden

Gäſten

Gästen entgegen, welche um acht Uhr theils zu Pferde, theils in Kutschen in ländlicher Galla auf dem Schlosse anlangten. Da unsere liebe Grä-finn eine paßionirte Freundinn der Musik, und auf verschiedenen Instrumenten selbst eine große Meisterinn ist, so wird kein Domestique in Dien-ste genommen, der nicht ein Instrument spielen kann. Es wird oft bey uns Concert gehalten, und die Fabrikanten, die bey uns wohnen, wer-den dadurch so sehr zur Nachahmung gereizet, daß fast der ganze Ort musikalisch ist, denn der Geist der Nachahmung herrschet auf dem Lande so gut als in den Städten. Dieß sey im Vorbey-gehen gesagt. Man wird sich auch nicht wun-dern, wenn ich erzähle, daß die ankommenden Gäste mit Trompeten und Paucken bewillkommet worden. So bald zum Gottesdienst eingeläutet wurde, eilten Vornehme und Geringe in den mit Mayen geschmückten Tempel, um die Lust des Tages mit Abwartung des öffentlichen Gottes-dienstes zu heiligen. Denn unsere Herrschaft ist zwar weit von pietistischer Scheinheiligkeit entfer-net, sie zeiget aber doch bey aller Gelegenheit, daß man nicht nöthig habe, den Anfoderungen des Christenthums zu widerstreben, um die An-nehmlichkeiten des Lebens zu empfinden. Die

Freude,

Freude, ſagt unſrer Pfarrer, verhält ſich zur Religion, wie die Würkung zur Urſache.

Ich kann es unmöglich beſchreiben, wie ſehr ein Herz durch den Anblick ſo vieler Menſchen, denen die Heiterkeit und Andacht aus den Augen ſah, erhoben ward. Alle Stände waren beſetzt, und alle Gänge waren mit Einheimiſchen und Fremden angefüllet. Die Lieder waren nach unſerm verbeſſerten Geſangbuche auf das ſchicklichſte gewählet. Die Kirchenmuſik war unverbeſſerlich, ſo wohl in Anſehung des Textes als der Compoſition, und obgleich alles vornehmlich zur Erbauung, als dem erſten Endzwecke des Gottesdienſtes, abzielte, ſo war doch dem guten Geſchmacke dabey nicht das geringſte vergeben. Beſonders rührend aber war die allgemeine Stille, die in einer ſo großen und ſo gemiſchten Verſammlung herrſchte, als der Geiſtliche des Orts auf die Kanzel trat.

Unſer Seelſorger iſt keiner von denen, die die Verachtung gegen einen Stand rechtfertigen, worinne es ſo leicht iſt, ein Heuchler zu ſeyn. Selbſt Voltaire, wenn er ihn kennen und predigen hören ſollte, würde ausrufen: Oh le bon Curé! Er iſt eben ſo rechtſchaffen, ſo liebreich und ſo verſöhn-

verſöhnlich, als Sebaldus Nothanker, ohne das tölpiſche, einfältige und pedantiſche Weſen an ſich zu haben, welches der Herr von Thümmel und der Fortſetzer der Geſchichte der Willhelmine, dieſem Charakter beylegen. Er beweiſt ſich in der Trübſal eben ſo erhaben und großmüthig, als der Pfarrer zu Wackefield, und lebt eben ſo exemplariſch, als D. Young, ob er gleich die Welt von einer etwas fröhlichern Seite zu betrachten gewohnt iſt, als der melancholiſche Britte. In ſeiner Jugend war er ein Freund der Poeſie, und man trägt ſich ſo gar mit einem artigen Liede, worinnen viel Unſchuld, aber doch auch viel Leidenſchaft herrſchet, welches er auf ein reizend Mädchen, die er ſich zur Gattinn auserſehen hatte, gemacht haben ſoll. Wenigſtens behaupten es etliche Confratres, wovon ihn einige für einen Pietiſten, andere für einen Crypto-Calviniſten, und noch andere für einen Indifferentiſten halten, weil er ſich wenig auf die Polemik einläßt, und ſeine Canzelvorträge immer nach der Fähigkeit ſeines Auditoriums, und nach Beſchaffenheit der Umſtände einrichtet. Ob er dieß Lied würklich gemacht habe, kann man ſo gewiß nicht ſagen, ſo viel aber iſt zuverläßig, daß ihm von ſeinem dichteriſchen Genie juſt ſo viel Feuer übrig geblieben

iſt, als erfordert wird, um auch das trockenſte Thema zu beleben, und das Einſchlafen der Gemeinde zu verhüten. Er ſtehet itzt in ſeinem zwey und ſiebenzigſten Jahre, und es ſind nur wenig Leute in ſeinem Kirchſpiele, die er nicht getauft, zum Abendmal vorbereitet, oder copuliret hat. Selbſt unſer Gerichtsherr iſt einer von ſeinen Schülern, und zwar derjenige, der ſeinem Unterrichte die meiſte Ehre macht. Durch eine mehr als vierzigjährige Amtsführung, und durch eine dabey bewieſene Treue, die alle Proben ausgehalten, hat er ſich eine allgemeine Liebe und eine recht kindliche Ehrfurcht bey ſeiner Gemeinde erworben. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, als er die Canzel betrat. Er ſelbſt ſchien durch den Anblick einer ſo großen Menge Volks innig gerührt zu ſeyn. Mit freundlichem und beredtem Stillſchweigen überſah er ein paar Augenblicke ſein Auditorium, und hub ſeine Predigt mit dem Spruche an: Dieß iſt ein Tag, welchen uns der Herr gemacht hat, laſſet uns freuen und fröhlich darinne ſeyn. In ſeinem Vortrage war nichts gemeines, nichts pöbelhaftes, aber auch nichts zu hochgeſpanntes und Uebertriebenes weder in Gedanken noch Ausdrücken, nichts was ſich nicht in eine Dorfkirche geſchicket hätte. Er

iſt ein Muſter der treuherzigen Beredſamkeit, die ihre Kunſt unter der Miene der Einfalt verbirgt, und die man ſo ſehr an den Canzelvorträgen Joh. Toblers, Diakons zu Fraumünſter in der Schweiz bewundert. Den Hauptinnhalt können ſich meine Leſer ſelbſt denken. Dank zu Gott für eine gute Gerichtsherrſchaft und für alle derſelben erzeigte Güte und Wohlthat — Ermunterung an die Unterthanen zur Treue und zum Gehorſam — Ermunterung an die Herrſchaft ſelbſt, ſich ferner durch Huld und väterliche Vorſorge rühmlich auszuzeichnen — Erweckung zur Freude über die göttliche Güte — treue Warnung, ſich bey der Freude des Tages keiner tobenden und üppigen Fröhlichkeit, welche den Frieden aus dem Gewiſſen, die Sittſamkeit aus dem Geſichte und die Tugend aus dem Herzen ſcheuchet, zu überlaſſen — und ein überaus rührendes, von den Thränen der Gemeinde begleitetes Gebeth, für Herrſchaft und Unterthanen: Dieß waren die Hauptideen dieſer wahrhaften Landpredigt, welche nirgends als zu Roſenhayn gehalten werden konnte, ſo ſehr war alles dem Verhältniſſe der Zeit, des Orts und der Umſtände gemäß! Nach geendigtem Gottesdienſte wurden zwey junge Mädchen copuliret, welche

unſere

unſere Gräfinn ausſtattete und nebſt ihren Gäſten ſelbſt zum Altar führte. Die Hochzeitgäſte wurden ſo dann nebſt den Gerichten, Kirchvätern und den älteſten Einwohnern des Dorfes auf dem Schloßhofe unter einem Nußbaume geſpeiſet. Die Hausarmen von Roſenhayn fanden im Lehngerichte auf Unkoſten der Herrſchaft gleichfalls ihre Mahlzeit, und diejenigen, deren Alter oder Schwachheit nicht erlaubte auszugehen, bekamen etwas zur Erquickung in ihre Häuſer. Die herrſchaftliche Tafel war in dem neuen Pavillon gedeckt, welchen unſer Graf in der theuren Zeit aufführen ließ, um ſeinen armen Unterthanen Arbeit und Brod zu verſchaffen; denn zu Roſenhayn herrſchet der Grundſatz, daß ein Thaler Geld, den man dem Landmann zu verdienen giebt, tauſendmal beſſer angewendet ſey, als ein Allmoſen von etlichen Thalern, das man im Müſſiggange verzehren läßt, wodurch man nur die Unordnung und Faulheit befördert. Dieſer neue Pavillon liegt am Ende des Gartens auf einer kleinen Anhöhe, gerade dem Schloſſe gegen über, am Ausgange einer Allee von Caſtanienbäumen, welche vom Schloſſe aus allmählig auf dieſe Anhöhe führet. Die Lage dieſes Gartenhauſes, welches zwar ſehr niedlich und geſchmackvoll, aber

doch nur landhaft ausgeſchmücket iſt, übertrifft alles, was ſich auch die kühnſte und reichſte Einbildungskraft vorſtellen kann. Man glaubt in einer bezauberten Welt zu ſeyn, wenn man die umliegende Gegend zum erſtenmale von dieſer Anhöhe überſchauet. Gerade gegen über zeigt ſich das Schloß mit ſeinen Haupt- und Wirthſchaftsgebäuden, und da die Gegend überhaupt etwas bergicht iſt, ſo kann man nicht nur einen Theil der Kirche und geiſtlichen Gebäude, ſondern auch in einer Entfernung verſchiedene Bauerhöfe, und endlich einen majeſtätiſchen Eichenwald, der ſein Haupt in den Wolken zu verbergen ſcheinet, überſehen, ein Anblick, der dem Auge nichts zu wünſchen übrig läßt! Im Rücken des Pavillons und auf der Mitternachtsſeite findet man eine faſt unabſehliche Landſchaft mit allen dazu gehörigen maleriſchen Abänderungen — Gärten, Teiche, Wieſen, Kornfelder, Haine in der Nähe — Dörfer, Meyerhöfe und Thürme in der Ferne — eine Kette von Weinbergen, die ſich um einen Theil dieſer Gegend herumwirft, läßt das Auge wiederum ausruhen, nachdem es ſich auf der Abendſeite in der unermeßlichen Ferne verloren hat. Zur Rechten des Pavillons liegt ein großer Theil des Dorfs, wovon man faſt

nichts

nichts als die Giebel und Schornſteine erblicket, weil es überall mit Linden und Obſtbäumen verbauet iſt. Im Vorgrunde aber zeigt ſich der groſſe Schloßteich in ſeiner zierlich anſehnlichen mit Erlen und Pappelweiden eingefaßten Inſel, welche die Natur in einer poetiſchen Laune angelegt zu haben ſcheinet, um der Gegend ein romantiſches Anſehen zu geben. In dieſem Pavillon alſo, aus welchem man dieſe ganze paradiſiſche Gegend überſehen kann, ſpeiſte unſre Herrſchaft mit ihren Gäſten. Ich übergehe die ſymmetriſche Anordnung der Tafel, die Menge und Koſtbarkeit der Schüſſeln, den Ueberfluß und die Verſchiedenheit der Weine — Denn man kann ſehr prächtig ſchmauſen, ohne wahrhaftig vergnügt zu ſeyn.

Was hilfts zur Luſt, wenn auch die Wand
Sich in gewirktes Gold verhüllet,
Und ein Bedienten Schwarm die Marmorſäle füllet
Mit güldnen Schüſſeln in der Hand?
Sieh hin, wo keine Pracht gebricht!
Man jähnt auch mitten im Gepränge:
Der Nectar Jupiters, der Speiſen ekle Menge,

Die feſſeln Schmerz und Freude nicht.
Die Freude des Lyäus Kind
Entflieht unruhigen Palläſten,
Und ſchwärmt zu Hütten hin, die nur gewählten Gäſten,
Nur dir, o Freundſchaft, heilig ſind.

Die lange Weile, das ſteife Wortgepränge, der ſpitzige Scherz, die erzwungene Luſtigkeit, der froſtige zweydeutige Witz, der ſchnatternde Dialog, und die plumpe Freude naſſer Brüder fand keinen Eingang in dieſen ländlichen Saal, welcher nur dem unſchuldigen Vergnügen, dem ſittſamen Scherz und den Annehmlichkeiten der Freundſchaft geheiliget iſt. Die Götter ſelbſt können nicht fröhlicher, ſorgenfreyer und vergnügter in ihrem mythologiſchen Olymp ſchmauſen, als hier geſpeiſet wurde. Die Freude blickte aus jedem Auge; der geſellſchaftliche naive Witz unſerer Gräfinn würde auch einen Timon aufgeheitert, und die Tafelmuſik, die ſich beym Deſert aus einer benachbarten Laube hören ließ, würde auch einen kaltblütigen Cato begeiſtert haben. Denen Liebhabern eines lärmenden und geſchmackloſen Geräuſches ſey es überlaſſen, durch Trompeten und Paucken ihre Gäſte zu betäuben, und

ſie

ſie zu nöthigen, ihre Stimme wie ein Sprachrohr zu verſtärken, um das, was ſie ſagen, hörbar zu machen. Zu Roſenhayn beſtehet die Tafelmuſik blos aus einer Harfe, etlichen Flöten, gedämpften Violinen und ein paar Bäſſen, die ſich mit untermiſchten Singſtimmen nur von weitem hören laſſen. Den Beſchluß dieſer Muſik machte eine auf die Feſtlichkeit des Tages wohleingerichtete Cantate, wodurch das Ohr und das Herz vollkommen befriediget wurde. Nach aufgehobner Tafel zerſtreuete ſich die Geſellſchaft in verſchiedene Parthien. Einige durchſtrichen den gräflichen Garten, der wie die neugeborne Schöpfung im ſchönſten Jugendglanze ſchimmert, und dem aufblühenden May entgegen lächelt; andere giengen auf das Schloß, um durch das Billard ihre Mahlzeit zu verarbeiten; eine dritte Parthie eilte an das Ufer des Teiches und beſtiegen die daſelbſt fertig liegende Gondel; die Freunde der Muſik begleiteten die Gräfinn in ihr Zimmer, und beluſtigten ſich an den ſchönſten Liedern der Jagd, und dankten Hillern und Weiſen für das zärtliche Hannchen, das naive Röschen, den guten König, den drollichten Töffel und den gravitätiſchen Michel. Der alte ehrliche Pfarrer war von der letzten Parthie, und vergoß nicht

nur bey dem Liede: Der Graf bot seine Schätze mir ꝛc. eine zärtliche Thräne, sondern that auch den profanen Wunsch, (verzeiht es dem guten Alten, ihr strengen Asceten, die ihr der Freude hienieden den Tod geschworen, und die Schauspielkunst in dem Verzeichnisse der Teufelskünste oben an gesetzet habt,) daß er dieß Meisterstück der Ton- und Dichtkunst einmal aufführen sehen möchte. Noch andere von den Gästen mischten sich in der Gesellschaft unsers gnädigen Herrn unter die Bauern auf dem Schloßhofe, ließen sich in allerhand Gespräche mit ihnen ein und ergötzten sich an ihren treuherzigen oft sehr schlauen und witzigen Antworten. Kurz jeder brachte den Zeitraum von anderthalb Stunden nach seinem Geschmacke und nach seiner Phantasie zu. Abgeredtermaßen wurde nach Verlauf dieser Zeit ein Signal mit einer kleinen Canone gegeben, und alles versammlete sich auf dem Schloßhofe. Hier stunden Phaetons, Caleschen und Pferde parat. Jeder konnte nach seinem Geschmacke wählen. Die Landdamen ließen sich fahren und die Stadtdamen stiegen, zum großen Erstaunen unserer Bauern, zu Pferde, und jagten in vollem Galopp auf die große Wiese, die ungefähr dreyviertel Stunden vom Schlosse liegt.

Man

Man kann nichts ſchöners und reizenders ſehen, als dieſe Wieſe. Sie iſt ganz arcadiſch. Auf der einen Seite von einer bebüſchten mit lebendigem Holze bewachſenen Anhöhe eingeſchloſſen, und auf der andern Seite von einem Forellenbache, an deſſen Ufern ſich ein Kranz von Erlen und Ulmen hinziehet, eingeſchränket. Hier hatte ſich faſt das ganze Dorf verſammlet. Die jungen Leute ſchoſſen nach dem Vogel, und die Alten nach der Scheibe. Einige ſchlugen den Ball, andere ſchoben Kegel. Die Herrſchaften tranken unter einem großen Zelte Caffee, und die Landleute wurden in verſchiedenen artigen Lauben mit allerhand Erfriſchungen bewirthet. Ueberall herrſchte Geſchmack, Ordnung und ländliche Fröhlichkeit. So wie ſich die Hörner und andere Dorfinſtrumente hören ließen, eröfnete der Graf mit einer von den Bräuten, und die Gräfinn mit dem Bräutigam der andern Braut den Ball. Die übrigen Gäſte folgten nach und der Tanz ward allgemein. Die Herrſchaften verloren ſich ſo dann in den wilden Promenaden des angränzenden Birkenhayns, um den Landleuten völlige Freyheit zu laſſen, und beobachteten ihre Fröhlichkeit aus einer kleinen Entfernung. Hier ſah man alles das in der Natur, was Ha-

gedorn in ſeinem vortrefflichen Liede ſo maleriſch ſchildert. Bis hieher hatte der Graf und die Gräfinn das Feſt gemeinſchaftlich angeordnet. Der Abend ſollte ihrer Verabredung gemäß mit einem Balle beſchloſſen werden. Jedes aber hatte ſich noch eine beſondere Luſt ausgedacht, wovon der andere Theil nichts wiſſen ſollte, und dieſes ſo geheimnißvoll veranſtaltet, daß der vorgeſetzte Endzweck, das Vergnügen der Ueberraſchung, völlig erreichet wurde. Anſtatt alſo auf das Schloß zurücke zu fahren, wie es der Graf veranſtaltete, ſchlug die Gräfinn eine Spazierfahrt zu Waſſer auf die Heinrichsinſel vor, unter dem Vorwande, daß es noch zu hoch am Tage wäre, um ſich in die Zimmer einzuſchließen. Der Vorſchlag wurde von dem Grafen, der ein Muſter der Gefälligkeit iſt, mit Freuden angenommen. Man eilte zurück, und ſchon warteten verſchiedene Gondeln, um die Geſellſchaft überzuſetzen. So wie der Graf den Fuß ans Land ſetzte, wurde er zu ſeiner angenehmen Beſtürzung mit Trompeten und Paucken bewillkommet. Zwölf kleine Canonen, welche in der Stille herübergeſchaft worden waren, verkündigten hier ein neues Feſt, und verſchiedene Ehrenpforten, welche mit Kränzen und Aufſchriften gezieret waren,

ren, verriethen dem Grafen die Abſicht dieſer Spazierfahrt. Dieſe Inſel iſt, wie bereits erinnert worden, von der Natur ganz poetiſch ausgeſchmücket. Hier findet man die ſchönſten Spaziergänge und den weichſten Raſen. Die Kunſt hat nichts gethan, als die Anlage, die die Natur gemacht, verſchönert und ausgeführet. Die Niſchen und Lauben, die Alleen und bedeckten Gänge — alles iſt hier nach einem verſteckten lyriſchen Plane geordnet. So wie das durch die Canonen herbeygerufene Volk ſich zeigte, wurde es in Kähnen und Fähren abgeholet. Die Geſellſchaft eilte durch den Park, und ward durch die Muſik auf den Plaz gelocket, wo die Kunſt auf den Wink der Natur ein ländlich Theater erbauet hat. Die Geſellſchaft fand hier ein Amphitheater errichtet, die Symphonie nahm ihren Anfang, und es erſchien ein Acteur, welcher in einem ſchönen verſificirten Prolog dem Grafen zum Jahrfeſte der Huldigung Glück wünſchte, und die Vorſtellung der komiſchen Oper, die Jagd, zur Freude aller Anweſenden, und zum beſondern Vergnügen des Pfarrers ankündigte. Die ſpielenden Perſonen waren alle aus Roſenhayn, theils herrſchaftliche Domeſtiquen männlichen und weiblichen Geſchlechts, theils von den

hier befindlichen Fabrikanten, welche die Gräfinn nebſt ihrem Bruder, einem großen Kenner des Theaters, ſchon ſeit etlichen Monaten zu dieſer Luſt abgerichtet hatte. Das Stück nahm ſich vortrefflich aus, und das Lied: **Der König jagt, der ganze Wald brauſt vom Getümmel ſchon**, bezauberte das ganze Landvolk. Das Beſonderſte dabey war, daß der Richter Michel würklich von dem jungen Lehnrichter des Orts geſpielet ward, und daß ſich unter dem Chore von Bauern würklich etliche junge Bauern befanden, die alſo ihre Rollen recht natürlich machten. Als das Stück zu Ende war, umarmte der Graf ſeine Gemahlinn auf das zärtlichſte, welche nun glaubte, den Abend vollends auf dem Schloſſe zuzubringen, und dankte ihr in den verbindlichſten Ausdrücken für dieß unerwartete Vergnügen. So wie ſie aber an das Ufer der Inſel kam, fand ſie den ganzen Garten erleuchtet, ihren Namen in Feuer, und den Pavillon mit verſchiedenen erleuchteten Inſchriften gezieret, die ſich auf die Geburt des jungen Grafen und den glücklichen Beſchluß ihrer Sechswochen bezogen. Das Vergnügen unſerer guten Gräfinn war unbeſchreiblich, denn dieſer Auftritt war ihr eben ſo unerwartet, als ihrem Gemahl die Oper auf der

Inſel.

Inſel. Ein Feuerwerk und ein darauf folgender Ball machten den Beſchluß dieſes ſchönen feſtlichen Tages, an den wir uns allemal mit innigem Vergnügen zurück erinnern werden. Einige ſpitzige Leute in einem kleinen benachbarten Städtchen haben ſich zwar über dieſes Feſt ſehr aufgehalten, und es für ruchlos ausgeſchrien, ich kann aber nicht einſehen, wie Gott durch ein unſchuldig Vergnügen beleidigt werden könne. Man hat an dieſem Tage gut gegeſſen und getrunken, aber die Armen haben auch nicht hungern dürfen: man hat geſpielet, und die Armen haben gewonnen, denn von jedem gewonnenen Spiele wird etwas für die Armen abgeſetzet; man hat ein kleines Feuerwerk abgebrannt — aber der Graf hat es mit ſeinen Förſtern und Jägern ſelbſt verfertiget — und ein Mann, der 16000 Thaler Einkünfte hat, die Künſtler und Fabrikanten durch Vorſchuß unterſtützet, den Unterthanen ihre Abgaben erleichtert, den Kranken Arzeney, denen, die nicht mehr arbeiten können, Brod, allen aber, die ihren Unterhalt verdienen können und wollen, Arbeit giebt — ein Mann, der in der theuren Zeit keinen einzigen von ſeinen Unterthanen hat Hunger leiden laſſen, ein ſolcher Mann iſt, glaube ich, berechtiget, auch etwas auf ſein Vergnügen zu verwenden.

VIII. Das

VIII.

Das Jus patronatus.

In einem kleinen Städtchen ſtarb der Kantor, und gab durch ſeinen Tod dem Rath das Recht, ſein jus patronatus geltend zu machen. Die Beſetzung eines Schulamtes iſt in den Augen aller Vernünftigen eine Sache von der gröſten Wichtigkeit. Fällt die Wahl unglücklich aus, und lebt der ungeſchickte, unfleißige und ſittenloſe Schulmann lange, ſo hat dieß einen verderblichen Einfluß auf verſchiedene Generationen. Niemand konnte es alſo dem Rathe mit Recht verdenken, daß er dieſe Sache in lange und öftere Deliberationen zog. Das Unglück bey der Sache war aber, daß der Rath meiſtens aus Abderitiſchen Köpfen beſtand, und je länger er deliberirte, deſto weniger konnte man ſich etwas kluges von ſeinen Berathſchlagungen verſprechen. Die meiſten Stimmen galten; die patriotiſchen und einſichtsvollen Mitglieder konnten nichts durchſetzen; ſie waren immer überſtimmet. Meiner

ner unvorgreiflichen Meynung nach wäre es für dieß Städtchen weit beſſer geweſen, wenn nicht die meiſten, ſondern die wenigſten Stimmen entſchieden hätten, weil man Einſicht, Unpartheylichkeit und Redlichkeit nicht von der größern, ſondern geringern Anzahl erwarten konnte. Es meldeten ſich viele Candidaten um die Stelle. So oft nun ein Memorial vorgetragen wurde, hieß es, in der nächſten Seſſion wollen wir die Sache in Erwägung ziehen, wir wollen es indeſſen beſchlafen, auf gut deutſch: wir wollen es mit unſern Weibern, Nachbarn und Gevattern überlegen. Die Folge davon war ſo, wie man ſie erwarten konnte. Die Zeit verſtrich unter unnützen Debatten, und wiederholten Gaſtproben, nach deren Anhörung das Reich unſchlüßiger und uneiniger war, als vorher. Die Furcht, das Conſiſtorium möchte die Stelle beſetzen, trieb ſie endlich doch zum Entſchluß. Es wurde votirt, aber unglücklicher Weiſe fiel die Wahl immer auf ſolche Subjecte, die nicht Präſtanda präſtiren konnten. Der eine hatte eine Stimme wie ein Löwe, aber er wußte ſo wenig vom Katechiſmus als von der Sprache, die im Monde oder Saturn geſprochen wird; der andere hatte zwar ſeinen Himmelsweg ſo ziemlich inne, aber wenn

man

man ſeine Handſchrift las, ſo glaubte man nicht Deutſch, ſondern Chineſiſch oder Malabariſch zu leſen. Ein dritter war ein ziemlicher Schreib- und Rechenmeiſter, aber er hatte keinen Ton im Halſe, und ſo ſehr er ſich auch räuſperte und die Kehle mit Eyerdotter eingeſchmieret hatte, ehe er ſeinen Geſang anſtimmte, ſo war doch der Ton, den er hervorbrachte, niemals der, den er hervorbringen ſollte, oder wollte; er fieng das Lied immer eine Qvinte zu tief oder zu hoch an. Ein vierter war zwar ein guter Sänger und ziemlicher Katechet, aber als er ſich über das Orgelwerk hermachte, entſtand ein jämmerliches Katzengeheul. Er arbeitete mit Händen und Füſſen ſo emſig, als ob die Kunſt des Organiſten blos im Fingern und Treten beſtünde. Nie griff er einen Ton ohne ſeinen Nachbar zur Rechten und zur Linken mitzunehmen, gleich der Kanonkugel, die ganze Glieder niederſtürzet, ohne die Streifwunden zu rechnen. Dieſe Disharmonie nöthigte den Pfarrer, dem Organiſten Stillſchweigen aufzulegen. War es nun wohl ein Wunder, wenn der Superintendent dergleichen Subjecte dem Rathe zurück ſchickte? Indeſſen war die Zeit verfloſſen, in welcher ein neuer Cantor gewählt ſeyn ſollte, und es war zu befürchten,

daß

daß ihnen das Conſiſtorium ein Subject ſchicken würde, gegen welches ſie nichts einwenden könnten. In dieſer Verlegenheit kamen ſie auf einen Einfall, auf den ſie gleich hätten kommen ſollen. Unſer ganzer Rath, ſagte der Stadtſchreiber, beſtehet aus Handwerksleuten. Der eine macht zwar gute Schuhe, aber er kann deswegen doch die Schulwiſſenſchaft eines Candidaten nicht beurtheilen. Ein anderer weis zwar, wie ein Paar Hoſen zugeſchnitten und zuſammengenähet werden müſſen, aber er hat den Generalbaß nicht gelernet, und weiß nicht, was zu einem tüchtigen Organiſten gehöret. Ein dritter macht einen tüchtigen Brodſchrank und kennt alle Eigenſchaften der Breter, wie ſie zu dieſem oder jenem Geräthe erfordert werden, aber er kann die Eigenſchaften eines guten Katecheten nicht beurtheilen, und dieß iſt der Fall, worinne ſich der vierte, fünfte und ſechſte Rathsherr ſo gut, als der erſte, zweete und dritte befindet. Mein Vorſchlag wäre, wir ließen den Herrn Superintendent durch unſern Paſtor erſuchen, uns einen tüchtigen Mann vorzuſchlagen. Thun wir das nicht, ſo iſts um unſer *Jus patronatus* geſchehen. Nach vielen Deliberationen gieng endlich dieſer Vorſchlag durch, und der Superintendent

und

und Pfarrer, auf deren Gutachten man zuvor gar nicht Rückſicht genommen hatte, wurden endlich zur Concurrenz zugelaſſen. Es ließen ſich verſchiedene Candidaten hören, aber ſie wurden alle verworfen. Der eine wurde deswegen nicht für wahlfähig gehalten, weil er beweibt war, und die Weiber der Rathsherren verlangten einen unverheiratheten Cantor. Dem andern that ſeine Perüque Schaden. Gott ſoll mich bewahren, ſagte die Frau Stadtrichterin, der Menſch hat einen verwünſchten Beſen auf dem Kopfe, und hat noch oben drein krumme Beine; wir verlangen einen artigen geradebeinigten Cantor. Ein dritter orgelte das Amen nicht recht durch, und hatte überdieß eine Warze auf der Naſe, woran ſich die jungen Weiber hätten verſehen können, und ſo fehlte jedem Candidaten eine weſentliche Eigenſchaft, die zum Cantor in *** erfordert wurde. Endlich meldete ſich ein junger ziemlich wohlgebildeter Katechete bey der Frau Burgemeiſterinn, empfahl ſich ihrem Vorſpruch, und nannte ſie Frau Muhme. Auf Befragen, wie nahe ſie die Ehre hätte mit ihm verwandt zu ſeyn, antwortete er ſehr entſchloſſen: Meiner Mutter Schweſter und ihr Herr Schwiegervater ſind mit einander verſchwägert, und überdieß

dieß war mein Großvater und ihr Herr Großvater ein Paar leibliche Großväter. Dieſe doppelte Verwandſchaft und das gute Ausſehen des Candidaten würkten ſo viel, daß ſich die Frau Burgemeiſterinn für ihn intereſſirte und ihm den Rath ertheilte, ſich auf der Pfarre und Superintendur zu melden. An beyden Orten überbrachte er ein Compliment von dem ganzen Rathe, und ſagte unter andern, es fehle zu ſeiner Deſignation nichts als ein gutes Atteſtat von Seiten Sr. Hochehrwürden. Stadt und Rath würde es als eine große Freundſchaft anſehen, wenn Sr. Magnifizenz ihm ein Zeugniß ſeiner Tüchtigkeit mitgeben wollten. Der Ephorus fand in dem mit ihm angeſtellten Tentamen, daß er zwar in keinem Punkte etwas vorzügliches leiſtete, aber doch etwas beſſer, als die bereits präſentirten Candidaten beſchlagen war, und gab ihm dieß Urtheil ſchriftlich mit. Triumphirend eilte der ſchlaue Gaſt damit nach ***; überbrachte dem ſämmtlichen Rath ein groß Compliment von Sr. Magnifizenz, und fügte hinzu, wie der Herr Superintendent ſehr wünſche, daß man bey Beſetzung des Cantorats auf ihn reflektiren möge. Wenn die Sache ſich ſo verhält, ſagte der Burgemeiſter, der von der nahen Ver-

wandſchaft mit dieſem Manne durch ſeine Frau unterrichtet worden war, ſo wollen wir ihn in Gottes Namen deſigniren. Wir ſind außerdem in Gefahr unſer Jus patronatus zu verlieren. Er ward alſo deſignirt, zur Probe gelaſſen, und vociret. Als ihm die Vocation ausgehändiget worden war, ſagte der Superintendent: Meine Herren, ich hätte zwar gegen den neuen Cantor verſchiedenes einzuwenden gehabt; allein, da Sie ihn nun ſchlechterdings haben wollten, und ich nicht gerne das Anſehen haben möchte, als ob ich Sie in ihren Gerechtſamen kränken oder ihr Jus patronatus ſchmälern wollte, ſo habe ich mich bey Ihrer Wahl beruhiget, in Hoffnung, daß der Candidat dasjenige, was ihm noch fehlet, durch Fleiß und Application erſetzen werde. Nehmen Sie mirs nicht ungütig, Ihro Hochwürden, verſetzte der Stadtrichter; wir würden auf dieſes Subject nimmermehr gefallen ſeyn, wenn es uns nicht von Ihnen ſo nachdrücklich und dringend empfohlen worden wäre. Wir haben Ihre Empfehlung als einen Befehl reſpektiret. Nach einem kleinen Wortwechſel giengen beyden Theilen die Augen auf. Der Candidat wurde vorgefordert und ſtattlich ausgeſcheuert. Indeſſen war er nun einmal vocirt, und

blieb

blieb das, was er war. Die Ermahnung des Ephori fruchtete auch so viel, daß er das Amt, welches er sich so listig erschlichen hatte, mit allgemeiner Zufriedenheit verwaltete. So oft er darüber zur Rede gesetzet wurde, gab er allemal zur Antwort: **Nicht Vorwürfe erwarte ich von euch, sondern Dank. Ohne mich hättet ihr euer *Jus patronatus* ganz gewiß verloren!**

„Da die Erziehung der Jugend eine so wichtige Sache ist, so kann ich nicht umhin den „Wunsch zu äussern, daß zum allgemeinen Besten und auf allgemeine Kosten Schulmeister-Seminaria, dergleichen eines itzt zu Leipzig errichtet werden soll, veranstaltet werden möchten. Das Jus patronatus der kleinen „Städte müßte aber auch alsdenn dahin eingeschränket werden, daß sie kein Subject, welches „nicht in einer solchen Anstalt vorbereitet worden „und mit guten Zeugnissen versehen wäre, designiren dürften. Fände keine Wahl als zwischen geschickten und tüchtigen Candidaten statt, „so würden nicht nur viele Cabalen und unnütze „Streitigkeiten bey der Wahl selbst, sondern auch „die traurigen und verderblichen Folgen, die aus „einer präcipitirten und parteyischen Wahl entspringen müssen, größtentheils hinwegfallen.“

IX.

Unerfüllte Ahndungen.

In einem Städtchen nicht weit von Dresden löſchte vor ſechs Jahren während der Communion eine Altarkerze aus, und zwar auf der Seite, wo der Diakonus adminiſtrirte. Jedermann ſah den nahen Tod des armen Mannes als eine unvermeidliche Sache an. Ich reiſete Tags darauf durch dieſes Städtchen und wurde überall mit dieſer traurigen Neuigkeit unterhalten. Der Geiſtliche, der ein ſehr vernünftiger Mann war, aber eine Anlage zur Hypochondrie hatte, ſuchte ſich zwar alles aus dem Sinn zu ſchlagen; aber bey der geringſten Unpäßlichkeit fiel ihm die Altarkerze aufs Herz. Sein ganzes Haus wurde allarmirt, wenn er Kopfſchmerzen bekam oder Huſten und Schnupfen hatte. Die Candidaten ſpitzten ſich ſchon auf den Dienſt des Diakonus, und jedermann bedauerte ſchon die arme Witwe, die den Tod ihres Mannes heimlich mit tauſend Thränen beweinte. Indeſſen hatte der Diako-

nus

nus an ſeinem Collegen einen einſichtsvollen und redlichen Freund, der ihn auf alle nur erſinnliche Weiſe aufzuheitern und zu zerſtreuen ſuchte. Er machte Beſuche mit ihm, und bat andere zu ſich. Unter dieſen angenehmen Veränderungen verſtrich ein Monat. Nun, Herr College, ſagte der Paſtor, können Sie ganz ruhig ſeyn. Dergleichen Vorbedeutungen müſſen wenigſtens binnen vier Wochen eintreffen. Nach und nach gedachte der Diakonus ſeltner, und endlich faſt gar nicht mehr, wenigſtens ohne Unruhe an die ominöſe Kerze, und die ganze Sache wurde, wie ſo viele andere Dinge, endlich ganz vergeſſen. Ich aber nahm mir vor, auf den Erfolg zu merken; ich ſchrieb mir den ganzen Vorfall in ein Buch, wohin ich allerley Dinge, deren ich mich zu ſeiner Zeit gerne wieder erinnern möchte, eintrage. Ich hatte eben zuvor in dieſem Buche geblättert, als ich wieder nach dieſem Städtchen reiſte. Der Diakonus war friſch und geſund, und das unerfüllt gebliebene Omen hatte ſeine Lebenskraft verſtärkt und ihr einen ganz neuen Schwung gegeben. Die mehrere Geſelligkeit, zu der er ſich ſeit dieſer Zeit entſchloß, mochte auch zur Vertreibung des Hypochonders etwas beygetragen haben. Ich erkundigte mich ſehr genau bey meinem Wirth,

ob ſeit ſechs Jahren ganz und gar niemand aus dem Miniſterio geſtorben ſey? Nein, ſagte er, auch nicht einmal ein Kirchvater. „Nun, ſagte ich, das iſt mir doch lieb. Erinnern Sie ſich noch, als vor ſechs Jahren eine Altarkerze auslöſchte, behaupteten Sie, einer von den Geiſtlichen müſſe unausbleiblich ſterben. Man habe kein Beyſpiel, daß eine ſolche Vorbedeutung ohne Erfüllung geblieben ſey.“ Mein Mann war ein wenig betroffen, erholte ſich aber gleich, und antwortete: Jemand, der zur Geiſtlichkeit gehöret, iſt doch geſtorben. Und wer? Der Bälgetreter! Riſum teneatis amici! Wäre der Diakonus, wie es leicht geſchehen können, in Jahr und Tag geſtorben, ſo würde weit und breit von dieſer erfüllten Vorbedeutung geſprochen worden ſeyn. Da er aber am Leben blieb, dachte kein Menſch mehr daran. Meiner Meinung nach ſollte die Nichterfüllung der Vorbedeutungen eben ſo genau und ſorgfältig angemerket werden, als die angebliche Uebereinſtimmung des Erfolgs mit denſelben. Man erzeigt dem menſchlichen Geſchlecht eine Güte, wenn man die bange Furcht vertreiben hilft, worein uns der Glaube an Ahndungen und Vorbedeutungen zu ſtürzen pflegt. Von dem traurigen Einfluß dieſer Furcht in die

Gemüths-

Gemüthsruhe, Geſundheit, und in das Leben der Menſchen ließen ſich noch viele Beyſpiele erzählen.

Folgende wahre, nur in einigen Nebenumſtänden veränderte Geſchichte, mag zum Beweiſe dienen:

Ein Landgeiſtlicher aus Sachſen hatte ſich zum Zeitvertreibe auf die Chiromantie und Punktirkunſt geleget. (Er hätte dafür in ſeinen Nebenſtunden lieber Zahnſtocher ſchnitzeln, Haſennetze ſtricken, oder Feder ſchleiſſen mögen.) Das, was ihm anfänglich ein bloßer Spaß war, wurde bald zur ernſthaften Beſchäfftigung. Verſchiedene Perſonen, denen er die Nativität ſtellte, und die einige Begebenheiten ihres Lebens mit der Vorherſagung übereinſtimmend fanden, bewunderten ihn als einen auſſerordentlichen Mann; die geheimnißvolle Miene, womit er dieſen Ruhm ablehnte, vermehrte ſeinen Ruf; die Eitelkeit mengte ſich ins Spiel; und er bekam bald ſelbſt eine große Meynung von ſeiner Kunſt.

Die Vorherſagung des Zukünftigen und die Entdeckung des Vergangenen (denn er ließ ſich auf beydes ein.) war gemeiniglich in ſo ſchwan-

kende und unbeſtimmte Ausdrücke eingehüllt, daß der Hang zum Wunderbaren, der allen Menſchen eigen iſt, dabey immer ſeine Nahrung fand. Traf zufälliger Weiſe ein kleiner Umſtand ein, ſo ſchrie die ganze Gegend: Ja, ja, der Pfarrer zu *** hats wohl gewußt. War aber der Erfolg der Vorherſagung nicht gemäß, ſo wurde es entweder vergeſſen, oder man glaubte der Nativitätſteller hätte die Wahrheit mit Fleiß verſchwiegen. Der Menſch iſt nie ſinnreicher, als wenn es darauf ankömmt eine Lieblingsgrille zu vertheidigen. Nachdem der Pfarrer manche thörichte und unerfüllte Erwartung erreget, manches ſchwache Gehirn mit Schreckbildern erfüllt und durch ſeine heilloſe Kunſt mehr Schaden als Nutzen geſtiftet hatte, ſtarb er, und hinterließ einen einzigen Sohn, welcher Candidat des Predigtamtes war. Dieſer wollte die Bibliothek ſeines Vaters in Ordnung bringen, fand ein mit einem Vorlegeſchloß verwahrtes Buch, ſchlug das Schloß ab, und indem er das Buch aufmachte, fiel ihm ein Zeddel in die Hand, worauf folgende Worte ſtanden: „Mein einziger Sohn, welcher Theologie ſtudiret, wird vor ſeinem dreyßigſten Jahre zu einem Pfarramte deſignirt werden. Er wird aber ſterben, ehe er ſeine Probe ablegen kann.“ Jedermann

mann wird ſich das Schrecken des jungen Mannes über dieſes Todesurtheil leicht vorſtellen können. Er gieng wieder nach Leipzig mit dem feſten Vorſatz, das Studium der Gottesgelahrtheit fahren zu laſſen und ein Juriſt zu werden. Er entdeckte ſein Vorhaben dem ſeligen D. Stemler, der ihm aber die Nichtigkeit der Punktirkunſt ſehr einleuchtend bewies, ihn zum Vertrauen auf Gott, den Herrn über Leben und Tod, ermahnte, und es dahin brachte, daß der junge Candidat ſeinen Vorſatz umzuſatteln fahren ließ. Da er ſtark genug zu ſeyn glaubte, ſich von ſeiner Einbildungskraft nicht überwältigen zu laſſen, nahm er endlich eine Deſignation an, nachdem er vorher viele vortheilhafte Verſorgungen abgelehnet hatte. Der Candidat war geſund, und die Probe wurde angeſetzet. Allein acht Tage vor der Probe bekam der Deſignatus ein Fieber, welches in kurzer Zeit ſo überhand nahm, daß die Probe nicht nur verſchoben werden mußte, ſondern daß man auch ſeinen Tod als eine unvermeidliche Sache anſah.

Der Patient war auch von der Nothwendigkeit zu ſterben ſo feſt überzeugt, daß er durchaus keinen Arzt holen laſſen wollte. Man ließ aber

doch einen ſehr geſchickten Mann kommen. Der Arzt that etliche Fragen an den Patienten, ſah ihm darauf mit einer ſehr bedeutenden Miene ins Geſicht, unterſuchte die Lineamenten ſeiner Hand, fragte nach ſeinem Vornamen und nach dem Tag und der Stunde ſeiner Geburt. Hierauf hieß er alle Leute aus der Stube gehen, und fieng an zu calculiren. Eh ſichs der Patient verſah, ſprang er vom Stuhle auf, ſchlug freudig in die Hände und ſchrie: „Courage! Herr Magiſter! Ihr Schickſal iſt entſchieden! Sie bleiben am Leben! Ihr Vater war ein großer Meiſter in der Punktirkunſt. Aber diesmal hat er ſich verrechnet; er hat eine 5 für eine 8 geſchrieben, und folglich falſch addiret. Hier iſt das Reſultat meiner Rechnung: Herr M*** wird vor ſeinem dreyſſigſten Jahre zu einem Pfarramte ernennet werden, einer gefährlichen Krankheit halber aber wird die angeſetzte Probe verſchoben werden müſſen. Sehn Sie! die Probe ward angeſetzt; Sie wurden gefährlich krank, und die Probe mußte verſchoben werden. Es trifft alles ein. Hier nehmen Sie ein niederſchlagend Pulver auf die gute Nachricht, und dann ſtehen Sie auf.“ Der Patient ward aufs neue belebt, ſtund auf, und in wenig Tagen war er völlig geſund.

Nach

Nach einiger Zeit hielt er ſeine Probe; und er hatte ſein Amt bereits einige Monate verwaltet, als es ihm der Arzt geſtand, daß er von der Punktirkunſt ſo wenig als von der äthiopiſchen Sprache oder von der Sprache des Monds verſtehe; daß aber dieß das einzige Mittel geweſen wäre, ihn zu retten. Ich habe es nie mit Gewißheit erfahren können, ob der ſelige D. Stemler ſich mit dem Arzt verſtanden und ihm dieſe Curart angerathen hat; mir iſt es wenigſtens ſehr wahrſcheinlich. Die Geſchichte ſelbſt hat ihre völlige hiſtoriſche Richtigkeit, ich wünſchte nichts mehr, als daß der Geiſtliche, den ſie betrifft, und der, wie ich gewiß weiß, vor Jahr und Tag noch gelebt hat, veranlaſſet werden könnte, die Wahrheit derſelben in den Zeitungen ſelbſt zu bekräftigen. Die einzige Bedenklichkeit, die ihn davon abhalten könnte, wäre vielleicht der Umſtand, daß das Andenken ſeines Vaters dadurch nicht geehret wird. Deswegen habe ich mich auch gehütet, den Arzt zu nennen, der die Cur verrichtet, und die Diöces bekannt zu machen, unter welcher dieſer halbe Märtyrer der unſeligen Punktirkunſt noch itzt lebet.

Wenn die Punktirkunſt oder eine andere Vorherſagung durch den Tod einer Perſon erfüllet

wird,

wird, ſo geſchieht es nicht deswegen, weil der Wahrſager den Tod vorher weiß, ſondern der Tod erfolget, weil er prophezeyet und das Nervenſyſtem deſſen, dem die Nativität geſtellet wird, dadurch zerrüttet worden iſt. Ein Schneider in Leipzig wurde vor etlichen Jahren blos dadurch an die Pforte des Grabes gebracht, weil ihm die Studenten durch ein Sprachrohr zuriefen: **Menſch! beſtelle dein Haus, denn du mußt ſterben und nicht lebendig bleiben.** Der Schneider, der einen Hang zur Schwärmerey hatte, hielt dieſen Zuruf für eine Stimme vom Himmel; und bald wäre es zu ſpät geweſen, als man ihm den Betrug entdeckte. Wie leicht kann eine Gattinn ihren Mann und Verſorger, ein Vater einen hoffnungsvollen Jüngling, und das Vaterland einen Bürger durch eine ſo heilloſe Kunſt, als die Punktirkunſt iſt, verlieren, die doch bey vielen, auch ſonſt nicht leichtgläubigen Leuten, ſo vielen Eingang findet!

X.

Die Pamela von Roſenthal.

Geſtern hatten wir hier eine recht vergnügte und fröhliche Hochzeit. Ein reicher Bauersſohn hatte ſich vor einigen Monaten in eine vaterloſe Waiſe, die auf dem hieſigen Edelhofe dienete, verliebet. Das Mädchen, welches eben ſo ſchön als arm, und eben ſo tugendhaft als ſchön war, gieng dem jungen Bauer aus dem Wege, wo ſie wußte und konnte, weil ſie ſich einbildete, daß die Bewerbung ihres Liebhabers mehr einen wollüſtigen Zeitvertreib als eine rechtmäßige Ehe zur Abſicht haben möchte. Der Liebhaber ward durch dieſe Kaltſinnigkeit nur deſtomehr ins Feuer gebracht, und ward endlich, nach viel mißlungenen Verſuchen ſo glücklich, daß er ſie unterweges, da ſie eben aus der Stadt nach Hauſe gieng, einholete. Unſer Dorfcorydon zitterte wie ein Miſſethäter, als er im Begriff war dem ſchönen Mädchen ſeine Liebe zu entdecken. Er that es endlich mit ſo viel Feuer und Beſcheidenheit, und

mit

mit denjenigen paßionirten Ausdrücken, welche die Liebe dem Bauer ſo gut als dem feinſten Hofmann dictiret, daß er endlich ſeine Phyllis aus ihrer Faſſung brachte, und ſie, da ſie den Bauer in Geheim ſchon lange geliebet hatte, nöthigte, ihm ihre Gegenliebe mit thränenden Augen zu verſichern. Sie ſchwur ihm ewige Treue in dem Falle, daß er ſeine Eltern zur Einwilligung in ihre Heirath bewegen könnte. Kaum war der Jüngling nach Hauſe gekommen, ſo ſuchte er ſeine Eltern auf das große Geheimniß, das er auf dem Herzen hatte, vorzubereiten. Er war ihr einziger Sohn, und ſie wünſchten ihn verheirathet zu ſehen. Aber o Himmel! wie erſchrack unſer Verliebter, als ihm Vater und Mutter alle Arten der Flüche und des Unſegens androheten, wenn er auf ſeinem Sinne bleiben, und von dieſem Bettelmenſche, ſo nannten ſie das ſchöne und tugendhafte Lieschen, nicht ablaſſen wollte. Sie liefen zum Gerichtsherrn und zum Pfarrer, als ob ihnen das größte Unglück drohte, und brachten es durch ungeſtümes Anhalten ſo weit, daß das verliebte Paar vorgefordert, und in der Güte, von dieſem Vorhaben abzuſtehen, ermahnet wurde. Das edelmüthige Lieschen geſtand ihre Neigung gegen ihren Liebhaber mit Thränen und einer

ſittſamen

ſittſamen Schamröthe, erklärte ſich aber auch, daß ſie lieber Zeitlebens dienen, als einem Manne, den ſie zärtlich liebe, ihre Hand geben wolle, wenn ſie nicht zugleich mit derſelbigen den Segen und die Einwilligung ſeiner Eltern erlangen könne. Man lobte und bewunderte das ſchöne Mädchen, und ſo wohl der Gerichtsherr als der Paſtor wurden geneigt ihre Sache zu führen. Der junge Bauer war unerbittlich und unbeweglich bey ſeinem Vorſatze. Er beſchwur ſeine hartherzigen Eltern mit den rührendſten und beweglichſten Ausdrücken ſich ſeinen Wünſchen nicht zu widerſetzen; er gelobte ihnen in allen Stücken den pünktlichſten Gehorſam, und verſicherte, daß er mit ſeinem Lieschen bey ihnen Knecht- und Magdſtelle vertreten und ihnen die Einwilligung in ſeine Heirath Zeitlebens zur größten Wohlthat anrechnen wolle. Der Gerichtsherr ſo wohl als der Paſtor unterſtützten die Bitte dieſes Bauers, aber die Herzen der Alten waren vom Geiz beſeſſen, und ihre Ohren waren taub. Das ganze Dorf mißbilligte die Härte der Eltern und beklagten die jungen Leute. Vielleicht ſchlägt unter mancher Sammetweſte kein ſo edles Herz als dieſer junge Bauer beſaß. Man rieth ihm, ſeine Eltern durch einen gewiſſen Kunſtgriff zur Einwilligung

willigung zu nöthigen, der in Dörfern und Städten mit dem beſten Erfolge angewendet wird, aber der edelmüthige Bauer verwarf dieſen Vorſchlag voller Verachtung. Er ſchämte ſich auch ſchon vor dem bloſſen Gedanken, die jungfräuliche Ehre ſeiner Geliebten zu verletzen. Der junge Bauer ward endlich krank. Sein Pathe, ein reicher Wittwer, beſuchte den Patienten. Er wußte die Urſache ſeiner Krankheit, und gab ſich alle erſinnliche Mühe, die Eltern des Verliebten auf beſſere Gedanken zu bringen. Er rühmte das ſchöne Lieschen wegen ihrer Tugend, Wirthlichkeit und eingezogenen Aufführung. Nicht wahr, fuhr er fort, wenn dieß Mädchen ein Bauerguth hätte, ihr würdet ſie mit Freuden zur Tochter annehmen? Ja alsdenn, hieß es, wäre es freylich eine ganz andere Sache. Da würden wir kein Bedenken tragen — Nun gut, fiel ihnen der Alte ins Wort, ihr wißt, daß ich ein bezahltes Gut, ein Lehngerichte und keine Erben habe. Lieschen iſt meine Tochter, und euer Sohn ſoll mein Eidam werden. Ich wage es nicht die freudige Beſtürzung, die den Patienten ins Leben zurückrufte, zu beſchreiben. Kurz der Handel ward in wenig Tagen völlig geſchloſſen, und es war für uns ein allgemeiner

Feſttag,

Feſttag, als der großmüthige Lehnrichter geſtern das belohnte Lieschen triumphirend zum Altar führte.

XI.

Der kleine Poſtmichel.

Fragment einer Biographie, von ihm ſelbſt aufgeſetzt.

Ich heiße Johann Michael Schreiber, und bin weiland Herrn Lebrecht Michael Schreibers, wohlbeſtallt geweſenen Poſthalters zu Dorfhauſen eheleiblicher einziger Sohn erſter Ehe. In meiner Jugend hießen mich die Leute aus dem Dorfe nur den kleinen Poſtmichel. Die erſte Beſchäfftigung, wodurch ich mich um das gemeine Weſen verdient machte, war der Vertrieb der Zeitungen. Ich gieng von Städtchen zu Städtchen, von Dorfpfarre zu Dorfpfarre damit hauſiren. Ich gieng nicht von dannen, bis die Zeitungen geleſen und wie-

der in meine blecherne Schachtel eingepackt waren. Da ich meine Zeit ordentlich hielt, ſo gewöhnten ſich die Intereſſenten gar bald an die von mir eingeführte Ordnung. Man konnte meine Ankunft faſt auf die Minute ausrechnen. Ich ward alſo nirgends lange aufgehalten, und die Zeitungen waren faſt noch brühwarm, wenn ſie in die Hände der Schulmeiſter, Dorfſchulzen und Bauern kamen. Dadurch gewann mein Vater gar anſehnliche Summen. Wenn das Quartal verfloſſen war, gab er mir einen Poſtillion mit, der das Geld eincaßiren half. Konnten wir an einem Orte das Zeitungsgeld nicht bekommen, ſo wurde der Schuldner nicht nur ſo gleich aus der Rolle der Intereſſenten ausgeſtrichen, ſondern der Schwager beehrte ihn auch gemeiniglich vor der Thüre mit einem Ständchen, und wir machten uns überall, wo wir hin kamen, auf Unkoſten der böſen Bezahler ſo luſtig, daß uns niemand leicht etwas ſchuldig blieb. So oft ich die eincaßirten Gelder meinem Vater berechne, bekam ich einen kleinen Antheil davon, wodurch ich denn zu unverdroßner Beſorgung meiner Amtsgeſchäfte ungemein aufgemuntert wurde. Aergert euch nicht, liebe Leſer, daß ich euch dieſe Kleinigkeit erzähle. „Sie haben einen gar zu großen

„Einfluß

„Einfluß auf die Bildung meines Charakters „gehabt, als daß ich ſie verſchweigen könnte.“

An vielen Orten wurden die Zeitungen in meiner Gegenwart laut geleſen, und mit politiſchen Betrachtungen begleitet. Der kleine Poſtmichel haſchte dieſe Reflexionen auf, und kramte ſie an andern Orten als ſeine eigene Waare aus, worüber manche Leute heftig erſtaunten und die Weisheit des kleinen Michels bis an die Sterne erhuben. Dadurch wurde mir eine unüberwindliche Begierde zu raiſonniren eingepflanzet. Ich machte meine Betrachtungen über den Pabſt und Kayſer mit eben ſo großer Dreiſtigkeit, als ob ich es mit dem Schulmeiſter oder Gerichtsſchöppen zu thun hätte.

Da ich in ſo vielen Häuſern aus- und eingieng, und auf alles mit einer ſpionmäßigen Aufmerkſamkeit Achtung gab, ſo ward mein Kopf gar bald zu einem Magazine von unzähligen Stadt- und Dorfneuigkeiten. Ich führte eine Schreibtafel bey mir, worein ich die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten eines jeden Orts aufzeichnete. Alle fremde Paſſagiers, die ſich, weil ich ein munterer Purſche war, gerne mit mir abgaben, wurden von mir ausgefraget. „Alle Po-

„ſtillons waren meine guten Freunde und berei-
„cherten mich mit Neuigkeiten.“ Alle Bedien-
ten und Läufer großer Herren waren mir zuge-
than. Alles mußte ſich vereinigen meinen Durſt
nach Neuigkeiten zu befriedigen. Auch ſo gar
unterweges fehlte es meiner Neugierde nicht an
Nahrung. Bald geſellte ſich der Mißivbothe
des Superintendents, bald der Amtsbothe mit
Citationen, bald die Wehmutter mit Gevatter-
briefen, bald eine alte hauſirende Semmelfrau
zu mir. Wir unterhielten einander auf das
freundſchaftlichſte. Der größte Theil von dieſen
Leutchen beſtehet, wie man weiß, aus privilegir-
ten Spionen, die mit ihrem Hauptgeſchäffte ge-
wiſſe kleine Nebenverrichtungen verbinden und
die geheimſten Familienneuigkeiten vor Geld und
gute Worte unter die Leute bringen. Bald die-
nen ſie dieſer, bald jener Parthey, meiſtentheils
aber beyden Theilen. Sie gleichen den ſchlauen
Spionen des letztern Krieges, die es bald mit
den Oeſterreichern, bald mit dem König von
Preuſſen hielten, um von keiner Parthey aufge-
fangen zu werden. Bey ſo bewandten Umſtän-
den kann man leicht glauben, daß zehn Meilen
im Umkreiß keine Jungfer ein Kind kriegen, kein
Mann ſeine Frau prügeln, kein paar Liebesleute
mit

mit einander Gevatter ſtehen, kein unbeweibter Officier taufen laſſen und keine alte Frau ſterben konnte, ohne daß es der kleine Poſtmichel erfahren haben ſollte. Dieſer ungeheure Vorrath von Neuigkeiten blieb in meiner Hand kein ungebrauchter Schatz. Ich verband mit einem treuen Gedächtniſſe eine ziemlich lebhafte Einbildungs- und Erfindungskraft, nebſt einer kleinen Gabe zu erzählen. Wenn ſich in irgend einer Erzählung eine Lücke fand, ſo wußte ich ſolche mit bewundernswürdiger Gegenwart des Geiſtes zu ergänzen, und meine Erdichtung mit der Wahrheit ſo natürlich zuſammen zu hängen, daß ich mich ſelbſt das zehntemal nicht beſinnen konnte, ob ich eine Wahrheit oder Lügen ſagte. Durch die Uebung von etlichen Jahren wurde ich eine lebendige Dorfzeitung. Ueberall wurde der kleine Poſtmichel geliebkoſet. Während daß die Männer die politiſche Zeitungen laſen, kriegten mich die Weiber und Töchter des Hauſes bey Seite, bewirtheten mich mit Caffee und Kuchen und erkundigten ſich gemeiniglich nach allen nur erſinnlichen Kleinigkeiten ihrer Nachbarn und Bekannten. Ich erzählte ihnen ſo viel von andern Leuten, als ſie nur hören wollten, „und ermangelte nicht bey „der nächſten Gelegenheit ihnen eben dieſen Lie-

„besdienſt zu erweiſen.“ Man darf nicht glauben, daß ich itzt an dieſen kindiſchen Fehlern, die mir zu den größten Laſtern, und dadurch zu meinem unvermeidlichen Verderben den Weg bahnen konnten, einen Gefallen habe. Ich wurde mehr durch eine jugendliche Unbeſonnenheit und Eitelkeit als aus Bosheit des Herzens dazu verleitet. Nichts aber verſchlimmerte mich mehr als die Lobſprüche, womit meine ſatyriſchen Anmerkungen, die ich in meine Dorfneuigkeiten einflochte, aufgenommen wurden. Ich würde ohnfehlbar ein erzböſer Bube geworden ſeyn, wenn ich nicht veranlaſſet worden wäre, mein Amt nieder zu legen. Hört nur, was ſich zutrug. An meinem vierzehnten Geburtstage beſchenkte mich mein Vater mit einem neuen Kleide und einem mit Silber beſchlagenen Stock, meine Mutter aber mit einem Haarbeutel und etlichen Manſchettenhemden. Ein Miniſter, der zum erſtenmale Stern und Ordensband in Geſellſchaft bringt, kann nicht mit ſolcher Zufriedenheit auf dasjenige herabſchielen, was der Herr von Thümmel den gnädigen Spott der Fürſten nennet, als ich auf meine genähete Manſchetten. Ich glaubte bey ſo bewandten Umſtänden, daß ſich die Benennung des kleinen Poſtmichels vor mich nicht mehr ſchicke.

cke. Ein allerliebſtes Pfarrmädchen aus der Nachbarſchaft hatte mich auch wirklich ſchon ſeit etlichen Wochen Monſieur Michel geſcholten. Ich entdeckte meiner Mutter mein löbliches Vorhaben mich in Zukunft Monſieur Michel heißen zu laſſen, ſo wie es ein dritthalbjähriger Student mit ſeiner lieben Mama überlegt, ob er Magiſter werden ſoll oder nicht. Ein jeder von meinen Leſern, der ſo einen kleinen Michel, als ich damals war, zum Sohne hat, wird ſich leicht vorſtellen, daß meine Mutter von Herzen einwilligte.

Allen Poſtillons, Knechten und Mägden wurde es bey ſchwerer Strafe verboten mich als den Sohn vom Hauſe, in Zukunft weder zu dutzen noch ſchlechtweg zu micheln, ſondern allemal was belieben Sie, Monſieur Michel u. ſ. w. zu ſprechen. Und damit fremde Leute und Paſſagiers meine Promotion zu dem Range eines Monſieurs mit guter Art erfahren möchten, bekam die junge Magd ganz beſonders Auftrag, mich alle Augenblicke bey meiner neuen Würde zu nennen. Im Poſthauſe gieng die Sache vortrefflich, nur dann und wann lief ein kleiner Poſtmichel mit unter. Ich machte mich nunmehro fertig, meine

politiſche Wanderſchaft anzutreten, und damit mir die Leute den Monſieur anſehen möchten, erſchien ich diesmal in gröſter Galla. Aber, o Himmel! wie viel Aergerniß mußte ich auf dieſer Reiſe erfahren. Ich war noch nicht zu meinem Dorfe hinaus, ſo ſchrien mich die Leute überall an: Je guten Morgen, kleiner Poſtmichel, du biſt ja ſo geputzt wie ein Hochzeitbitter. Wo ich hin kam, da hieß es: Je da kömmt ja der kleine Poſtmichel! Willkommen! willkommen! Michelchen, was bringſt du gutes Neues mit? Ich verbiß meinen Zorn, ſo lange ſichs thun ließ. Endlich riß mir die Geduld aus, und ich verſicherte es dem Stadtrichter zu *** ganz trotzig, daß ich nicht Poſtmichel, ſondern Johann Michael Schreiber heiße und mich zur Zeit mit Niemanden als mit unſers Pfarrers älteſten Sohn geduzet hätte. Ich wiederholte meinen Spruch an verſchiedenen Orten. Aber ich goß dadurch nur Oel ins Feuer. Diejenigen, die mich vorher bloß aus Gewohnheit den kleinen Poſtmichel geſcholten hatten, thaten es nunmehro aus Bosheit. Es gieng mir, wie allen denen Leuten, welche mit Gewalt Ehrenbezeugungen erzwingen wollen. So gar die Jungen auf den Gaſſen liefen mir nach und ſchrien: Dort läuft der kleine

Poſt-

Poſtmichel mit dem großen Haarbeutel. Ich ergrimmete darüber ſo heftig und machte zu Hauſe von meinen Unfällen eine ſo klägliche Beſchreibung, daß mich mein Vater in eine große Stadt zu einem ſeiner Verwandten ſchickte, der die Sorge meiner Erziehung über ſich nahm. Ich hatte Urſache mit meinem Schickſale zufrieden zu ſeyn. Mein Vetter war ein rechtſchafner Mann. Er gab ſich alle Mühe von der Welt die Fehler einer verſäumten Erziehung zu verbeſſern, mir mein voreiliges und ungezognes Weſen abzugewöhnen und meinen Hang zu Neuigkeiten auf nützliche Gegenſtände zu leiten. In ſeinem Hauſe und unter ſeiner Anführung wurde ich zu dem Amte geſchickt gemacht, welches ich itzt bekleide. Ich kam nach einigen Jahren als ein ganz anderer Menſch in mein vaterländiſches Dorf zurück, um meine Eltern zu beſuchen. Da meynt ich nun, daß man die Kinderpoſſen

Die mich vordem ſo oft verdroſſen
Schon längſtens ausgeſchwitzt.

Aber ich hatte kaum den Fuß aus dem Poſtwagen geſetzt, ſo gieng ſchon im ganzen Dorfe die Rede: Der kleine Poſtmichel iſt wieder nach Hauſe kommen.

Ich habe ſeit der Zeit ein Amt bekommen, ich habe geheirathet; ich habe taufen laſſen; vielleicht werde ich bald Großvater. Nichts deſtoweniger iſt es der kleine Poſtmichel, dem alles dieſes begegnet iſt: So wie der Paſtor in *** immer noch Pfarrs Lebrecht und der Edelmann des Orts immer noch mit unter Junker Hanns heißet.

Kurz es geht mir wie dem kleinen Töffel in Lichtwers Fabeln. Ich bin itzt weit davon entfernt, mich über dieſe Thorheit zu ärgern. Ich bewundre nur die hartnäckige Gewalt der erſten Eindrücke und ziehe hieraus den Schluß, daß man alle Urſache von der Welt hat, die Jugend zu warnen, nichts in der Kindheit vorzunehmen, was dem männlichen Alter zum Vorwurf gereichen könnte. Es wächſt nicht über alles Gras, wie das Sprüchwort ſaget. Der gemeine Mann hat ein beſſer Gedächtniß als man glaubt. Ich ſtehe dafür, die Bürger zu *** wiſſen alle leichtfertige Streiche ihres Oberpfarrers und Amtmanns, die unter ihnen aufgewachſen ſind, als ob ſie geſtern geſchehen wären, ohnerachtet beydes ein paar rechtſchafne und redliche Männer

ner ſind. Der Pfarrer kann nicht eifern, und der Amtmann kann nicht ſtrafen, ohne daß die Bürger im Geiſte zwanzig Jahre zurücke ſpringen, und ihre gegenwärtigen Fehler mit den ehemaligen Thorheiten ihrer Vorgeſetzten zu entſchuldigen ſuchen.

XII.

Der Hut.

Im Monat October 1779. kam ein Bauer in einen Kaufmannsladen in P**, und bat den Kaufmann ſehr beweglich, ihm auf ſeinen Hut 1 Thaler 8 Gr. zu leihen. Narr, ſagte der Kaufmann lachend, auf Euren alten Filz leiht Euch Niemand zwey Groſchen. Indeſſen, ſagte der Bauer, brauche ich doch dies Geld ſehr nöthig. Ich habe vor acht Tagen Korn hieher verkauft; ich ſollte heute das Geld bekommen, und hatte darauf gerechnet: aber dem armen Bürger liegt die Frau krank und ein Kind auf dem Brete; er konnte mir das Geld nicht geben. Ich habe viel einzukaufen, und weil Er mich als einen ehrlichen Mann kennet, ſo dächte ich, Er liehe mir dieſe zwey Gulden auf mein ehrlich Geſichte, wenn Er meinen Hut nicht zum Unterpfande behalten will. Der Kaufmann aber hatte dazu keine Ohren. Ein Cavalier hatte indeſſen dem Bauer aufmerkſam zugehöret, und gab

ihm

ihm beym Herausgehen einen Speciesthaler. Der Bauer vor Freuden auſſer ſich, nahm das Geld mit Dank an und beſorgte ſeinen Einkauf. Vier Wochen nachher gieng der Kammerherr, der dem Bauer das Geld geliehen, in P** auf der Gaſſe, und hörte hinter ſich rufen: Herr Patron! Herr Patron! wart Er doch! Ich habe mich ganz auſſer Athem gelaufen. Iſt Er nicht der Herr, der mir vor vier Wochen einen Speciesthaler borgte? „Ja, mein Freund!“ Nun ich habe Ihn alle Sonnabende geſucht, und es ſehr bedauert, daß ich nicht nach Seinem Namen und nach Seiner Wohnung gefragt habe. Hier iſt Sein Geld. Ich hätte nicht ruhig werden können, wenn ich Ihn nicht gefunden hätte. Gott vergelte es Ihm, und laſſe es Seinen Kindern wohlgehen! Solche hülfreiche Leute ſind ſelten! „Das iſt mir lieb, Freund, daß Ihr ehrlich ſeyd. Ich hatte es vergeſſen zu ſagen, daß „ich Euch das Geld ſchenken wollte. Macht „Euch einen guten Tag dafür. Und wenn Euch „etwa eine Noth vorſtößt, ſo könnt Ihr Euch „in *** bey mir melden; Ihr dürft nur nach „dem Kammerherrn *** fragen. Aber ſagt „mir doch, warum Ihr eben auf Euren alten „Hut, der doch wohl kaum etliche Groſchen

„werth

„werth iſt, zwey Gulden borgen wolltet?“ Ja, das hat eine beſondere Bewandniß, gnädiger Herr, ſagte der Bauer. Zuerſt bedanke ich mich tauſendmal für das Geſchenk. Ich werde es gewiß nicht übel anwenden. Ich habe ſechs unerzogene Kinder zu Hauſe, die brauchen Schuhe und Strümpfe. Und nun muß ich Ihm ſagen, warum ich auf meinen alten Hut ſo viel halte. Vor etlichen Jahren fiel dem gnädigen Herrn, in deſſen Dorfe ich wohne, und der erſt vorm Jahre geſtorben iſt, ein Junker beym Spaziergehen in einen ſehr tiefen Teich. Es entſtund, wie Er leicht glauben kann, darüber ein Zetergeſchrey. Da ich nicht weit davon einen Graben grub, kam ich herbey geſprungen, und ohne mich lange zu beſinnen, ſprang ich ins Waſſer, und holte den Junker heraus. Wir wären bald beyde ertrunken; aber Gott half uns glücklich aus dem Waſſer, und der Junker kam wieder zu ſich. Der gnädige Herr war ſehr dankbar. Er erſtand für mich ein Haus mit etwas Feld, welches kurz darauf ſubhaſtiret wurde, und machte mir damit ein Geſchenk, denn ich war damals ein bloßer Hausgenoſſe; und weil ich bey der Fahrt ins Waſſer meinen Hut verlor, ſo gab er mir ſeinen Hut vom Kopfe. Sieht Er nun, ſollte man einen

ſolchen Hut nicht lieb und werth halten? Er wäre mir nicht um vieles Geld feil, ſo ſchäbig er auch itzt ausſiehet. Dem Kammerherrn, der ein vortrefflich Herz beſitzt, giengen die Augen für Freuden über. Ihr ſeyd mein Mann, ſagte er. Hier habt Ihr noch etwas für Eure Kinder; für dieß Geld laßt Euch Euren Hut übern Stock ſchlagen und auffärben, und für dieſe zwölf Groſchen kauft Euch einen neuen Hut, damit Ihr Euren Lieblingshut ſchonen könnet.

Hat das ſich wirklich zugetragen?
Ja wirklich, glaub es auf mein Wort.
Ich könnte dir ſogar den Ort,
Wo dieſer Bauer wohnt, und ſeinen Namen
ſagen.

XIII.

Der Sieg der Menſchenliebe über die Liebhaberey.

Eine böhmiſche Geſchichte vom Jahr 1771.

Der kaiſerliche General Graf M*** iſt ein auſſerordentlicher Liebhaber von Pferden. Auf einem ſeiner Güter in Böhmen hatte er eine Stutterey, auf die er große Summen verwendete, und wo die auserleſenſten Pferde gezogen wurden. In der großen Theurung 1771. wo der Haſer zu einem unerhörten Preis ſtieg, rieth man ihm ſeine Pferde abzuſchaffen. Er konnte ſich aber nicht entſchließen, ſeine Liebhaberey ökonomiſchen Betrachtungen aufzuopfern. Alle Morgen beſuchte er ſeine Ställe, um ſich an dem Anblick ſeiner Lieblingsthiere zu weiden. Als er einſt von da zurückkam, fiel ihm eine von Hunger abgezehrte Frau weinend zu Fuße, und ſagte: Ach! Ihre Excellenz, wer doch itzt ein Pferd wäre! „Wie ſo? alte Mutter,“ verſetzte

ſetzte der General ſtutzend. „Ach, ſagte ſie, indeß ich mit einem kranken Manne und drey Kindern, die keinen Dienſt bekommen können, für Hunger verſchmachte, bekommen Ihre Pferde alle Tage ihr volles Futter, und haben ein rundes und dickes Anſehn.“ Der Graf gab ihr einen Dukaten und gieng gedankenvoll in ſein Zimmer. Nach einer kurzen Ueberlegung erhielt die Menſchenliebe einen vollkommnen Sieg über die Lieblingsneigung ſeines Herzens. Er ſchickte alle ſeine Pferde, bis auf zween Reitklepper, zum Verkauf nach Prag, und ließ ſeinen Hafer, wovon ein beträchtlicher Vorrath vorhanden war, unter ſeine brodloſen Unterthanen austheilen. Das Heu wurde ebenfalls verkauft, und nebſt der Summe, die er aus den Pferden löſte, zum Unterhalte der Dürftigen angewendet, und er hatte die Freude zu ſehen, daß auch nicht einer ſeiner Unterthanen Hungers ſterben durfte. Wer es aus eigener Erfahrung weiß, was eine viele Jahre befriedigte Lieblingsgrille zu bedeuten hat, der wird die Größe dieſes Opfers beurtheilen können. Als kurz darauf die böhmiſchen Bauern tumultuirten, und ſich der verwüſtende Schwarm auch den Gütern des Grafen näherte, und deſſen Unterthanen auffoderte, ſich mit ihm zu vereini-

gen, weigerten ſich nicht nur die guten dankbaren Leute zu ihnen zu ſtoßen, ſondern ſie bewaffneten ſich auch, griffen die Aufrührer unvermuthet an, verwundeten viele, und trieben die Rebellen mit Gewalt von den Gütern des Grafen zurück.

Der Graf befand ſich damals zu Wien, und konnte die Nachricht von dieſem Vorgange nicht ohne Freudenthränen leſen. „Wie viel, rief er aus, bin ich der herzhaften alten Frau ſchuldig! Ohne ihre rührende Vorſtellung wäre vielleicht ein großer Theil meiner Unterthanen verhungert, meine Verwalter und Pächter erſchlagen, und meine Häuſer und Gärten zerſtöret worden! Sie ſoll lebenslang eine Penſion haben!“

Und du, edler Menſchenfreund, verdienſt die Hochachtung und ehrerbietige Liebe aller, denen Mitleiden und Menſchenliebe theuer iſt. Kann ich gleich deine ſchöne Handlung nicht in Kupfer ſtechen, oder in Marmor eingraben laſſen, ſo ſoll doch wenigſtens dies Blatt dem Andenken derſelben gewidmet ſeyn!

XIV.

Die Mützen.

Eine wahre Anecdote.

Hier ſind ſeit langer Zeit große Mützen mit hohen Spitzen unter den Bauerweibern Mode geweſen. Dieſe Mützen koſteten ſehr viel Geld und gaben den Weibern, weil ſie oben wie ein Zuckerhut ſpitzig zu liefen, ein wunderliches Anſehen. Der Edelmann des Orts, der dieſe Mützen nicht leiden konnte, weil ſie mit ſeiner Gallamütze, die ebenfalls mit einem hohen Thurm gezieret iſt, allzuähnlich ſahen, ſuchte dieſen Weiberſchmuck auf das angelegentlichſte zu unterdrücken. Bald verbot er ſie bey Strafe, bald ſuchte er ſie dadurch, daß er dem Gerichtsfrohn eine ſolche Mütze tragen ließ, lächerlich zu machen. Aber vergebens. Da der weltliche Arm die Mützen nicht unterdrücken konnte, ſo nahm er die Geiſtlichkeit zu Hülfe. Der Herr Paſtor Loci machte ſie erſt auf Kindtaufen und Hoch-

zeiten, dann im Catechismusexamen erbärmlich herunter, endlich warf er ſie gar von der Kanzel, aber es wollte alles nichts helfen. Man ſagt ſo gar, er hätte es aus der Bibel zu beweiſen geſucht, daß dergleichen Mützen zum ärgerlichen Anzug und alſo zu den Werken des Teufels gehörten. Da aber der Schulmeiſter den Bauerweibern in der Stille verſicherte, daß die Sache ſo gefährlich nicht wäre, ſo wurde bey den wenigſten etwas ausgerichtet. Unterdeſſen brachte es der Pfarrer doch ſo weit, daß die Weiber der Kirchväter und einige alte Wittben, die keine neue Mütze bezahlen konnten, dieſe Tracht ablegten. Aber dadurch ward nur mehr Oehl ins Feuer gegoſſen. Nun entſtanden zwey Factionen. Die Mützen und Hauben feindeten einander ärger an als die politiſchen Partheyen in England, oder als die Ketzer und Rechtgläubigen. Die Mützenweiber wollten mit denen, die Hauben trugen, weder Gevatter ſtehen, noch zur Hochzeit gehen. Die Erbitterung ward endlich ſo groß, daß ſie vielleicht die Aufmerkſamkeit der Landesregierung erwecket haben würde, wenn ſich nicht folgender Vorfall ereignet hätte. Zwo Weiber, die ſolche neumodiſche Mützen mit erſchrecklichen Thürmen trugen, kamen in der Kirche juſt hintereinander

zu ſitzen. Die vorderſte Bauersfrau war ſehr klein von Perſon, und die hinterſte ſehr lang. Da der Glaube angeſtimmt ward, laſen ſich dieſe beyden Weiber accurat die Stellen aus, wo ſie die Ankunft des Schlafes bey der Predigt am bequemſten erwarten wollten. Die kleine Mützenfrau lehnte ſich rückwärts an einen Pfeiler, doch ſo, daß ſie ein wenig ſchief und zurückgebogen ſaß, die lange Frau aber legte ſich vorwärts und zwar ſo, daß ſie juſt in den Schooß ihrer Nachbarinn hinabguckte. In dieſer Lage erwarteten ſie den Schlaf beym Anfange der Predigt. Er blieb auch nicht lange auſſen. Mehr Bauerweiber folgten ihrem Exempel, ſo, daß Mützen und Hauben einander freundſchaftlich zunickten. Der Pfarrer ward endlich ſo böſe, daß er eine Perſon nach der andern mit Namen nennte und aufweckte. Hierüber entſtand ein allgemeines Stoſſen und Rütteln in der Kirche. Die Reihe kam endlich auch an die zwey Weiber beym Pfeiler. Die lange Frau wurde zuerſt geſtoſſen, und zwar ſo nachdrücklich, daß ſie ganz erſchrocken auffuhr und ihre Mütze verlor, welche der kleinen Frau in den Schooß fiel, dieſe wachte natürlicher Weiſe darüber auf, und da ſie glaubte, daß es ihre eigene Mütze wäre, die ſie im

Schlaf

Schlaf verloren hätte, ſo nahm ſie ſolche hurtig und ſetzte ſie auf ihre eigene Mütze oben auf. Darüber entſtand denn ein ſchreckliches Gelächter in der Kirche. Denn eine ganz kleine Frau zwey Stockwerk von Mützen tragen ſehen, die den dritten Theil ihrer ganzen Größe und Länge ausmachten, war ſelbſt für den Pfarrer ein ſo neuer und lächerlicher Anblick, daß er inne halten und Luft ſchöpfen mußte. Dieſer komiſche Vorfall würkte ſo viel, daß acht Tage darauf keine einzige Mütze mehr zum Vorſchein kam. So richtete ein ungefährer Zufall mehr aus, als der Befehl des Gerichtsherrn und der übelangebrachte Amtseifer des Paſtors. Die Moden und Kleidertrachten werden wichtig, ſo bald man ſie verbietet, da ſie auſſerdem nur ihre Periode dauern, und einer andern Mode Platz machen müſſen. Ich kann mich entſinnen, daß ich in meiner Jugend einen Prediger in einer großen Stadt mit warmen Eifer gegen die großen Hüte habe eifern hören, ohne daß der ehrliche Mann etwas ausgerichtet hätte, ſo wie die heftigen Deklamationen eines benachbarten Probſtes gegen die Enveloppen nichts weiter bewirkten, als daß ſie die Anzahl derſelben von Tage zu Tage vermehrte.

MUENCHEN



SCHENKUNG
CO.v.MAASSEN

